Nr. 11 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 13. Januar 1929

# Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 1. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion Nr. 2004

# Umsturz in der Nordmandschurei

## Gegen die Einigung Chinas — Kriegserklärung an die Nankingregierung
## Einige Generäle erschossen — Die Mandschurei fordert volle Selbständigkeit

**Peking.** Wie aus Tokio gemeldet wird, veröffentlicht die offiziöse Telegraphenagentur „Simbon Rengo“ Meldungen über bedeutsame Ereignisse in der Nordmandschurei, wonach ein politischer Umsturz eingetreten sein soll. Tschanghsueliang sei gefangen genommen worden und das Waffendepot von Aufständischen besetzt, die angeblich von dem ehemaligen Generalstabschef Tschangtsolin und des letzten Generalstabschef Tschanghsueliang, General Jan, geführt würden. Der Umsturz soll unter der Losung vor sich gegangen sein „Nieder mit der Kuomintang-Flagge, Krieg der Nankingregierung“. Nach Meldungen einer anderen japanischen Agentur ist Tschanghsueliang sogar erschossen. Eine offizielle Bestätigung hat diese Nachricht von chinesischer Seite noch nicht erfahren.

### Rache an den Generälen

**Der frühere Generalstabschef Tschangtsolins und ein anderer General erschossen.**

**London.** Der japanische Generalstab hat nach ergänzenden Berichten aus Tokio eine offizielle Bestätigung über die Erschießung des Generals Jangyuting erhalten. Die Lage wird mit beträchtlicher Besorgnis verfolgt. Die offizielle japanische Nachrichtenagentur berichtet, daß Tschanghsueliang in der Nacht zum Freitag General Jangyuting in dessen Hauptquartier einen Besuch abstattete, nachdem er den Stabschef vorher durch eine bedeutende eigene Streitkraft umstellte. Nach einem gründlichen Verhör ordnete er die sofortige Erschießung Jangyutings und Tschanghyius an. Zahlreiche Anhänger der beiden erschossenen Generäle sollen im Anschluß hieran nach Dairen geflüchtet sein.

### Die Lage im Aufstandsgebiet

**Peking.** Im Gegensatz zu der Meldung der japanischen Telegraphenagentur „Simbo-Rengo“, wonach Tschanghsueliang von den Aufständischen erschossen worden sei, veröffentlicht die japanische Agentur „Tcho“ eine Mukdener Meldung, nach der es dem Marschall Tschanghsueliang gelungen ist, sich mit Hilfe seiner Leibwache aus der Haft zu befreien und den General Jan (es handelt sich offenbar um Yangyuting. D. Red.) zu verhaften. Der Aufstand gegen die Nankingregierung soll unterdrückt sein. Vier Generale und drei Obersten wurden am Donnerstag in Mukden erschossen. In einer Depesche an die Nankingregierung habe Tschanghsueliang erklärt, daß er und seine Truppen der Regierung treu bleiben würden. Die erschossenen Generäle hätten mit Hilfe Japans versucht, die Selbständigkeit der Nordwestmandschurei auszurufen. In Mukden soll vollkommene Ruhe herrschen.

## Zehn Jahre

Von Karl Okonsky-Ratiborhammer.

Es war am 13. Dezember 1918. Da saß ich ziemlich trübselig in dem eigentlich recht freundlichen Gastraume des Gewerkschaftshauses von Breslau. Auch das gute deutsche Bier, das ich so lange Jahre entbehren mußte in den Estaminets von Nordfrankreich, wollte nicht so recht schmecken. Da wäre ich freilich glücklich zuhause und bei meinen lieben Angehörigen. Heraus aus der ewigen Todesgefahr und so ziemlich bombensicher. Und schließlich war auch der kühnste Traum meines Lebens erfüllt. Die Monarchie nebst ihrem unsympathischen Anhang von Ausnahmegesetzen und Gendarmen war verschwunden wie ein böser Spuk und nur die Staatsanwälte waren geblieben. Aber unheimlich zahm waren sie geworden. Man kannte die Janske, Mundry und Krimke gar nicht mehr wieder.

Und doch, so ganz zufrieden war ich nicht. War vier Jahre draußen gewesen im Weltkriege, fern von der Redaktionsstube und der Politik. Und jetzt merkte ich, wie weit ich indessen abgetrieben war vom eigentlichen Kurs der Zeit. Oder waren die Genossen etwa abgetrieben? Jedenfalls paßte mir die Richtung herzlich wenig, die man in Breslau eingeschlagen hatte, und allerlei Besorgnisse um den endlichen Sieg der Arbeiterklasse stiegen mir auf. Die Genossen freilich meinten, ich sähe grau in grau.

Da öffnete sich die Tür, und herein traten zwei alte Bekannte und Genossen. Hauke, der damalige Parteisekretär in Kattowitz, und Schulz, der Parteirevisor aus Berlin. Und sie setzten sich an meinen Tisch, begrüßten mich, erkundigten sich nach meinem Befinden und warum ich so traurig wäre. Und dann eröffneten sie mir, daß sie gern eine Zeitung in Oberschlesien aufmachen möchten, nur fehle ihnen der dazu nötige Redakteur. Und weil ich sonst ein brauchbarer Kerl sei, hätten sie eben an mich gedacht. Wenn ich also wollte, könnte die Geschichte gleich steigen. Freilich sei die Sache nicht so einfach, denn der Parteivorstand habe kein Geld für eine solche Gründung. Aber es habe sich ein Privatmann gefunden, der das Blatt auf eigene Rechnung und Gefahr drucken wolle, der Druckereibesitzer Winkler in Königshütte.

Ha, das war eine Aufgabe für mich! Freilich war ich erst vor zwei Tagen aus dem Felde gekommen und noch gar nicht recht warm geworden zuhause. Aber was machte das aus, wenn die Pflicht rief? Hier galt es, Neuland aufzureißen für den Sozialismus, ein Fundament zu legen zu einem Zukunftsbau. Freudig schlug ich ein, und acht Tage später war ich schon in Königshütte. Am 27. Dezember 1918 kam die erste Nummer des „Volkswille“ heraus. Nicht ohne schwere Geburtswehen freilich, aber sie kam. Ein wackliger Gartentisch, zwei Stühle und ein geborgtes Tintenfaß, das war unser ganzes Redaktionsmaterial. Dazu hatte mein Lokalkollege Gerhard Speil einige Zeitungen am Bahnhofe gekauft, damit wir auch etwas abzuschreiben hatten. Denn es funktionierte herzlich schlecht mit dem Nachrichtendienst in jenen denkwürdigen und sturmbewegten Tagen. Und gar oft knatterten die Maschinengewehre vor dem Hause und störten unsere weltverbesserlichen Betrachtungen.

Dazwischen störte hier und da auch manches andere. Der gute Speil war noch ein recht junger und unerfahrener Genosse. Glaubte, daß sich der Radikalismus am besten durch lautes Schreien beweisen ließe und schrieb eine gar wuchtige Feder gegen alles, was ihm zerschmetternswert dünkte. Ich glaubte damals, ein ziemlich radikaler Sozialist zu sein. Den regierenden Genossen schien ich wenigstens so, und Hörsing, Hirsch, Landsberg, Löbe und andere werden mir das vielleicht auch heute noch bestätigen. Besonders der Staatskommissar Hörsing hatte manchen stillen Aerger mit mir. Aber ach, wie täuscht man sich über sich selbst! Gegen Speil, den grimmen Bolschewistentiger, war ich ein weißes Kaninchen mit roten Augen. Und gar oft mußte ich im lokalen Teil des von mir geleiteten „Volkswille“ lesen, was für ein trauriger Menschewist ich im Grunde bin.

Die Zeiten kamen und gingen. Blutrot radikale Genossen schossen wie die Kometen am oberschlesischen Parteihimmel empor, glühten eine kurze Zeit und verschwanden dann spurlos nebst ihrem Schweif, oder sie retteten sich in eine gut bezahlte „Bonzen“-stellung. Auch Speil verschwand in der U. S. P. D., um bald darauf in Breslau einen Laden aufzumachen und Pleite zu gehen. Worauf er wieder zurück fand zur sozialdemokratischen Partei. Andere endeten noch betrüblicher. Konstant aber blieb der „Volkswille“. Denn glücklicherweise ist die Zeitung die Meinung der Partei, und darum nicht an Personen gebunden.

Es kam die Zeit der Aufstände. Wir deutschen Sozialdemokraten vertraten natürlich die deutsche Sache. Aber selbstverständlich ließen wir auch den berechtigten Wünschen der polnischen Mitbürger Gerechtigkeit widerfahren. Die Genossen, die damals aktiv mitmachten, werden sich noch erinnern, wie schwer wir zu arbeiten hatten. Ich möchte nur bemerken, daß ich 1921 in den Monaten der Belagerung von Kattowitz ganz gewiß eine energische Sprache gegen Korfanty und die Aufständischen geführt habe. Das kann man noch heute in meinem Buche: „Die Belagerung von Kattowitz“ nachlesen. Aber bezeichnend ist, daß ich in dem umschlossenen Kattowitz in jener Zeit nicht einen einzigen Drohbrief von den Polen erhielt. Dagegen mindestens ein halbes Dutzend von deutschnationalistischen Hakenkreuzlern und Ueberpatrioten.

Auch jene Zeit verging, und es kam die Teilung Oberschlesiens. Mit ihr die Genfer Konvention und das Oppelner Amnestieabkommen. Eine sehr wesentliche Sache für den politischen Zeitungsschreiber. Ich hatte freilich das Glück, Reichstagsabgeordneter und also schon darum dem Staatsanwalt schlecht erreichbar zu sein. Aber inzwischen hatten sich die Prozesse erheblich angesammelt, seit das Interalliierte Gericht in Oppeln mich als ersten deutschen Redakteur zu 2000 Mark Geldstrafe nebst sofortiger Verhaftung verurteilte. Man holte sich das Geld freilich nicht ab, und schien auch herzlich wenig Wert auf meine Person zu legen. Ein Umstand, der mich doch etwas kränkte. Worauf der Staatsanwalt in Neisse ein menschliches Rühren in seinem Busen fühlte, und sich meiner Verlassenheit erbarmte. Indem er mich einer Sache wegen, die im Jahre 1921 im „Volkswille“ stand, noch anno 1924 vor den Kadi zerrte. Es endete damit, daß ich dem Staatsanwalt erst die Gesetze erläutern mußte. Wofür mir das Amtsgericht Neisse allerdings das Kollegsgeld noch bis heute schuldig blieb.

Inzwischen mußte die Partei eine neue Zeitung für den deutschen Teil Oberschlesiens herausgeben, das „Volksblatt“ in Hindenburg. Ich war mit dem „Volkswille“ nach Gleiwitz gezogen, als unser Verleger Winkler seine Druckerei in Königshütte auflöste. Wanderte dann mit der Zeitung nach Kattowitz, als wir uns dort eine eigene Druckerei aufmachten, und jetzt mußte ich wieder nach Hindenburg, um das neue Blatt auf die Beine zu stellen. Genosse Kowoll, der schon in der Königshütter Zeit mit dem „Volkswille“ eng verbunden war, übernahm jetzt die politische Leitung. Und siehe da, beide Blätter gediehen in dem schwarzen Oberschlesien, das bisher auch nicht ein sozialdemokratische Blatt aushalten konnte. Leben noch heute frisch und munter.

Ohne mich freilich. Denn inzwischen kam in Deutschoberschlesien ein neuer König auf, der wußte nichts von Josef. Die Schlange biß sich in den Schwanz, und der Kreis war fertig. Worum ich 1918 aus Breslau flüchtete, das fand ich 1924 in Hindenburg beinahe noch närrischer wieder. Ja, derselbe Genosse Schulz, der mich damals freudestrahlend nach Oberschlesien holte, weil ich als ein bißchen radikal galt, meinte jetzt, ich sei zu bolschewistenfreundlich, und das schade der Zeitung. Und weil ich um keinen Preis Jemandem schaden will, ging ich. Nahm meine Invalidenkarte und trat als Zeitungsschreiber in die „Kattowitzer Zeitung“ ein, die gerade damals einen ordentlichen Menschen brauchte. Und zu Neujahr 1927 warf man mich auch dort nach dreijähriger ehrenvoller Tätigkeit auf die Straße, weil ich den Leuten wieder zu sozialdemokratisch bin. So wunderlich geht es zu.

Und jetzt sitze ich auf meiner kleinen Klitsche hier in Ratiborhammer und freue mich, daß meine beiden Zeitungskindlein in Oberschlesien wachsen und gedeihen. Mit dem Volksblatt freilich geht es etwas mäßig. Vielleicht, weil es zuviel Ammen hat. Der „Volkswille“ aber ist ein ganz munterer und gesunder Bursche geworden mit seinen zehn Jahren, und ich drücke mir in berechtigtem Vaterstolz die Hand. Möge er weiter wachsen und gedeihen zum besten des arbeitenden Standes, und möge er vor allen Dingen das Seine beitragen zur Verständigung der deutschen und der polnischen Sozialisten. Denn wir sind nun einmal internationale Sozialdemokraten und wollen es auch bleiben.



### Wechsel im jugoslawischen Außenministerium?

Der jugoslawische Gesandte in Berlin, Dr. Balugdschitsch (im Bilde), wird als Nachfolger des erkrankten Außenministers Marinkowitsch genannt.

### Vertrauensvotum für Poincaree

**Paris.** Am Sonnabend früh kurz vor 1½ Uhr fand die Interpellationsdebatte in der Kammer mit einem Vertrauensvotum für Poincaree ihren Abschluß. Dafür stimmten 325 und dagegen 251 Abgeordnete, so daß die Regierung über eine Mehrheit von 74 Stimmen verfügt.

# Die polnische Antwort

Die Aufnahme des russischen Angebots in der Regierungspresse rechtfertigte die Annahme, daß Polen ausweichend antworten werde, ohne indessen den Pakt abzulehnen. Die Antwort, die am Donnerstag dem russischen Volkskommissar überreicht wurde, ist ein geschickter diplomatischer Schachzug, der sich indessen streng an die gegebenen Tatsachen hält und eigentlich die russische Voreiligkeit auf Festlegung vor der allgemeinen Ratifizierung des Kelloggpaktes durch die unterzeichnenden Mächte bloßstellt. Es war vorauszusehen, daß Polen sich in der Reserve halten wird, aber auch den Sowjets keine Gelegenheit bietet, Polen zu verdächtigen, daß es den Frieden nicht sichern will und die allgemeine Abrüstung hintertreibt. Man war in Warschau sehr ungehalten, daß das Angebot nur an Litauen und Polen erfolgte, während sowohl Rumänien, als auch die baltischen Staaten zunächst von diesem Angebot ausgeschaltet worden sind. Die Erregung fand auch ihren Widerhall in Rumänien, welches noch vor der polnischen Antwort seine Bereitschaft zu einem Sonderpakt erklärte und in Warschau einige Ueberraschung verursachte, während man sich in Polen darüber einig war, daß das russische Angebot nicht ohne Berliner Zustimmung erfolgt sei, also eine Isolierung Polens gegenüber der internationalen Politik anstrebe.

Nur aus einer solchen Situation läßt es sich erklären, daß der polnische Außenminister vor einigen Tagen in einem Interview eine förmliche Verbeugung vor den Sowjets vollzog, während er an Deutschland gerichtet, ziemlich unbegreifliche Worte fand. Die Lösung des Rätsels lag nahe, man wollte in Moskau einen günstigen Wind schaffen, falls die Antwort dort nicht befriedigen sollte. Denn im Kreml wird man schwerlich aus der Antwort den schlechten Willen Polens herauslesen können, denn es erklärt sich ja bereit, ein solches Sonderabkommen zu unterzeichnen, wenn zunächst die Formalitäten erledigt sein werden, die der Gesamtpakt erfordert. Und bis dahin werden Monate vergehen und schließlich auch noch Veränderungen in den polnisch-russischen Beziehungen eintreten. Denn Polen erklärt ohne Einschränkung, daß es an die Unterzeichnung nur herantreten wird, wenn es sich mit den interessierten Mächten in Verbindung gesetzt hat. Ob die interessierten Mächte nur im Baltikum zu suchen sind oder auch in Rumänien und schließlich in London und Paris, wird zwar nichts gesagt, aber die französische Presse hat an Warschau soviel Wünsche verlauten lassen und es vor der Annahme des russischen Angebots direkt gewarnt, denn es wäre ja eine Falle, die ihm Berlin und Moskau stellen. Andererseits war es russischerseits ganz unklug, das Angebot nur an Litauen neben Polen zu richten und die baltischen Staaten auszuschalten. Gewiß, man wird in Moskau darauf antworten können, daß man nicht den Anschein erwecken wollte, als wenn Polen in dieser Aktion die Führerrolle überwiesen werden sollte. Die Annahme des Angebots in Kowno mußte in Warschau abstoßen und trotzdem fand man den Mut, sich grundsätzlich für den Pakt zu erklären.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die polnische Antwort an Rußland auch gewisse Spitzen enthält, die die russische Diplomatie auswerten kann. Wenn sich Polen zum Beispiel dagegen verwahrt, daß es daran schuld ist, daß der Nichtangriffspakt noch nicht abgeschlossen ist, so wird man in Moskau mit ganz anderen Beweisen dienen und auf eine gewisse Liierung zwischen Warschau und London hinweisen, welche die Verhandlung jäh ins Stocken brachte. Und auch nach Paris führen gewisse Fäden, die Polen an dem Zustandekommen des Nichtangriffspaktes zwischen Warschau und Moskau nicht ganz schuldlos erscheinen lassen. Und diese Momente rechtfertigen nicht die Verbeugung des Außenministers, der in dem fraglichen Interview die russisch-polnischen Beziehungen als die denkbar besten hinstellte. Gewiß sind sie entschieden besser, als sie noch vor Jahresfrist waren, aber bei weitem nicht so, daß ein Optimismus gerechtfertigt wäre, wie ihn der polnische Außenminister zum Ausdruck brachte. Schließlich darf man nicht vergessen, daß des polnischen Außenministers Stellung eben wegen seiner optimistischen Beurteilung der Lage erschüttert ist und daran ändert auch das Dementi nichts, welches zunächst in Abrede stellt, daß ein Wechsel im polnischen Außenamt bevorstehe. Es wäre höchst unklug, gerade in diesem Moment, wo soviel außenpolitische Fragen auf der Tagesordnung stehen, Zaleski gehen zu lassen, aber gerade die prorussische Einstellung Zaleskis ist es, die ihn in gewissen Kreisen um Pilsudski unbeliebt macht. Ohne Zweifel ist die Annahme berechtigt, daß sowohl die Sowjets als auch Polen den Frieden dringend brauchen und es sei dahingestellt, ob zur Zeit irgendwo ein Bedürfnis vorliegt, sich in kriegerische Aktionen zu verwickeln.

Welche Motive immer die Sowjets zum Abschluß eines Sonderpaktes mit Polen bewegt haben mögen, das Angebot selbst zeigt, wie ungeklärt die Lage im Osten Europas ist und in welcher Anhängigkeit die Randstaaten sich vom Westen befinden. Der Vorwurf Polens an den Kreml, warum man einseitig verfahren hat und das Angebot nicht gleichzeitig an Finnland, Estland und Lettland richtete und warum Rumänien ausgeschaltet wurde, ist nicht unberechtigt. Moskau trägt sich mit der Absicht, immer den stärksten Gegner matt zu setzen, um dann die Nachbarn um so besser traktieren zu können. Dadurch, daß Polen grundsätzlich die Annahme bestätigt hat, hat es zunächst jede weitere Aktion der Sowjets in dieser Richtung unterbunden. Daß man sich in Moskau mit übergroßem Eifer bemüht, Amerika für sich zu gewinnen, ist verständlich und, ohne Friedenswillen nach jeder Richtung hin, wären diese Bemühungen zwecklos. Damit, daß Polen seine Bereitwilligkeit zum Abschluß eines Sonderpaktes, trotz der Einschränkung, erklärt hat, ist den Sowjets immerhin ein guter Dienst erwiesen worden, denn man ist zunächst auf dem Wege zur Befriedigung des Ostens. Und auch das hat seinen Wert, wenn auch die Zukunft erst beweisen wird, wie er sich auswirkt.

Die Grundlagen des Friedens beruhen aber weniger in Verträgen, sondern liegen in den Rüstungen verankert und da sieht man leider nirgends, daß der gute Wille vorhanden ist, auch abzurüsten. Mögen sämtliche Oststaaten guten Willens sein, Friede zu wahren, ihre Abhängigkeit vom Westen wird sie immer wieder in den Bereich internationaler Verwickelungen führen. Und solange die Großmächte überall ihre imperialistischen Fühler ausgestreckt haben, werden die Kleinstaaten die Opfer zu tragen haben. Und ein Blick in die Gesamtlage der internationalen Politik belehrt uns, daß wir von einem wirklichen Frieden noch sehr weit entfernt sind. Immerhin muß jeder Schritt begrüßt werden, der zur Entspannung führt und gerade zwischen Polen und Rußland ist eine Entspannung, trotz der schönen Worte Zaleskis, notwendig, wenn die kommenden Paktabschlüsse wirklich den Frieden bringen sollen. Aber uns scheint es, daß die Angebote nur eine Atempause bedeuten, bald werden wir uns an schweres Gedröhne von Moskau und Warschau gewöhnen müssen. Aber zunächst sind die Friedensabsichten da, der wirkliche Friede noch in weiter Ferne! —ll.



## Eine Frau als Polizeichef

Die Sowjetrussen benehmen sich ja häufig amerikanischer als die Amerikaner. So haben sie jetzt in Rostow am Don Frau Kamenewa zum Chef der Polizei ernannt.

# Zusammenbruch der Litwinow-Aktion?

## Eine neue Note an Polen

**Riga.** Durch den ausweichenden Charakter der polnischen Antwort auf den Litwinowvorschlag erscheint die ganze Litwinow-Aktion stark gefährdet. Zwischen Estland und Lettland laufen gegenwärtig Verhandlungen, um Litauen eine übereinstimmende Antwort zu geben. Da die litauische Note den Beitritt zum Litwinow-Vorschlag vom gleichzeitigen Beitritt Polens abhängig macht, Polen seinerseits sich kaum dem russischen Vorschlag anschließen dürfte, erscheint es sehr fraglich, ob die baltischen Staaten dem Litwinow-Vorschlag Folge leisten werden. Die Stellungnahme der Presse der baltischen Länder ist nicht einheitlich. Das polenfreundliche Blatt „Pacwaleht“ behauptet ähnlich der polnischen Presse, daß hinter der ganzen Litwinow-Aktion Deutschland stünde.

Wie aus Moskau gemeldet wird, ist dem polnischen Geschäftsträger am Freitag die Antwort der Sowjetregierung auf die letzte Note Polens in der Frage des Litwinow-Vorschlages überreicht worden. In der Note wird darauf hingewiesen, daß die Regierung der Sowjetunion die Erklärung der polnischen Regierung über ihre grundsätzliche Annahme der sowjetrussischen Vorschläge mit Befriedigung zur Kenntnis genommen habe. Weiter wird das Bedauern ausgesprochen, daß in der polnischen Note eine Zusage zur sofortigen Verwirklichung der Vorschläge der Sowjetunion fehle. Zum Schluß bringt die Note Unterlagen für die Grundlosigkeit der polnischen Einwendungen gegen die sofortige Verwirklichung des russischen Vorschlages.

## Nichts Neues aus Warschau!

**Zu den Besprechungen Hermes-Twardowski.**

**Warschau.** Wie aus polnischer Quelle verlautet, sollen die gestrigen dreistündigen Besprechungen zwischen Reichsminister a. D. Dr. Hermes und dem polnischen Bevollmächtigten Twardowski einen sachlichen Charakter getragen haben und zu gewissen Hoffnungen in bezug auf eine Verständigung berechtigen. „Gazeta Warszawska“ weiß zu berichten, daß in den ersten Besprechungen beschlossen worden sei, die Kommissionsarbeit und zwar in erster Linie die Arbeit der Zolltarifkommission wieder aufzunehmen.

## Belgrad unterdrückt die Arbeiter-Bewegung

**Auflösung sämtlicher Arbeiterparteien.**

**Belgrad.** Auf Grund des neuen Staatsschutzgesetzes sind sämtliche Arbeitervereine sozialdemokratischer und auch kommunistischer Tendenz mit Einschluß der Bildungsvereine aufgelöst und die Vereinslokale gesperrt worden. Verhaftungen wurden nicht vorgenommen.

## Die Diktatur saniert

**Das Arbeitsprogramm der neuen Belgrader Regierung. — 20 000 Beamte sollen abgebaut werden. — Aufnahme einer Anleihe in England.**

**Agram.** Der „Jugoslovenski Lloyd“ veröffentlicht eine Unterredung mit einem Mitglied der neuen Regierung, vermutlich dem Finanzminister, über das Arbeitsprogramm der neuen Regierung. Danach beabsichtigt die Regierung, eine Verminderung des Staatshaushalts für 1929/30 um 1½ Millionen Dinar durchzusetzen. Um dieses Ziel zu erreichen, sollen etwa 20 000 Staatsbeamte abgebaut werden. Die Regierung werde ihr Augenmerk auch der Industrie zuwenden und hiermit gleichzeitig die Frage der Arbeitslosigkeit zu lösen suchen. Auch der Abschluß einer Anleihe finde sich im Regierungsprogramm. Voraussichtlich werde sie in England aufgenommen werden. Ihr Ertrag solle für die Fortsetzung der bereits begonnenen Arbeiten für Meliorationen und für die Verbesserung des Verkehrswesens verwendet werden. Auch die Adria-Bahn solle aus dem Erlös dieser Anleihe gebaut werden, sowie alle übrigen für das Wirtschaftsleben des Staates notwendigen Eisenbahnlinien.

## König Aman Ullah gibt seine Reformen auf

**London.** Die afghanische Zeitung „Amane-E-Afghan“ veröffentlicht nach Meldungen aus Neu-Delhi einen Aufruf Königs Aman Ullah, wonach sein Reformprogramm nahezu restlos aufgegeben wird. Der Aufruf kündigt an, daß die nach der Türkei zur Ausbildung entsandten Mädchen zurückgerufen werden sollen, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aufgegeben wird, europäische Kleidung in Zukunft abgeschafft werden soll und dem Soldaten künftighin frei bleibt, sich der Gefolgschaft der sogenannten heiligen Männer anzuschließen. Daneben kündigt der Aufruf die Bildung eines Rates von 50 Stammesmitgliedern an, in dem die Geistlichkeit, der Adel und das Beamtentum vertreten sein sollen, um die gegenwärtige Gesetzgebung Afghanistans in Uebereinstimmung mit den moslemischen Gebräuchen zu ergänzen und die bisher in gewissem Gegensatz hierzu getroffenen Entscheidungen der neugeschaffenen Provinzialvertretungen aufzugeben. König Aman Ullah hat danach die richtige Wiedergabe des Aufrufes vorausgesetzt, sein Reformprogramm so gut wie vollständig aufgegeben.

## Washingtoner Reparations-Besprechungen

**Perkins wahrscheinlich zweiter Sachverständiger.**

**Neuyork.** Zwischen Coolidge, Young und Kellogg fand am Freitag eine Besprechung statt, die eine Stunde dauerte. Parker Gilbert, der während der Unterhaltung aufgefordert worden war, sich an der Besprechung zu beteiligen, trat verspätet ein. Die Unterredung wurde später durch Kellogg und Young fortgesetzt. Man nimmt an, daß sie der Festlegung der Richtlinien für die Sachverständigen gegolten hat. Als zweiter amerikanischer Sachverständiger wird wahrscheinlich Perkins in Frage kommen.

## Die Wolfsplage in Polen

**Warschau.** Aus ganz Polen wird unvermindert starker Frost gemeldet. An der Weichsel wurden 17 Grad Kälte gemessen, in Bialistok 24 Grad. Nach Mitteilungen aus Wilna wird die Wolfsplage in der dortigen Gegend immer schlimmer. Die Wölfe kommen in großen Rudeln über die sowjetrussische Grenze und dringen nachts in die Dörfer ein. In Poraje sind fünf Personen von Wölfen angefallen und schwer verletzt worden. In einem anderen Dorf wurden zwei kleine Mädchen zerrissen und aufgefressen. Bei Dollejew wurde eine Grenzpatrouille von einem starken Rudel Wölfe angefallen. Es gelang, 27 Wölfe zur Strecke zu bringen.

## Schweres Flugzeugunglück in Amerika

**Neuyork.** In Middleton (Pennsylvanien) ereignete sich ein schweres Flugzeugunglück. Bei einer mißglückten Notlandung eines mit fünf Armeefliegern besetzten Flugzeuges ging der Apparat völlig in Trümmer. Alle 5 Insassen wurden getötet.



## Autounfall des Ministers a. D. Caillaux

Der Führer der französischen Radikalen, der frühere Ministerpräsident und Finanzminister Caillaux, hat am 10. Januar einen schweren Automobilunfall erlitten, als er von seinem Wahlkreis Mawers nach Paris fuhr. Er trug einen Bruch des Nasenbeins und mehrere tiefe Fleischwunden davon.

# Die Entwicklung der Allgemeinen Krankenkasse

Eine der wichtigsten Sozialeinrichtungen bei uns sind zweifellos die Krankenkassen. Die Bergarbeiter und die Hüttenarbeiter in Polnisch-Oberschlesien haben ihre besondere Fach-Krankenkassen (Knappschaftsverein, Werkskassen), während alle übrigen Arbeiter in den sogenannten Allgemeinen Krankenkassen versichert sind. Jeder Arbeiter, je nach der Höhe seines Lohnes, zahlt an die Kasse Wochenbeiträge, um dann im Falle seiner Erkrankung ärztliche Hilfe und die Heilmittel unentgeltlich zu haben und auch eine Geldunterstützung zu erhalten. Die Leistungen der Krankenkassen sind nicht die gleichen. Je größer und finanziell stärker eine Krankenkasse ist, umsomehr kann sie ihren Mitgliedern bieten.

Eine der größten Krankenkassen im schlesischen Industriebezirk dürfte die Allgemeine Krankenkasse in Kattowitz sein. Sie zählt gegenwärtig 31 000 Versicherte, was mit den Familienmitgliedern zusammen gegen 70 000 Personen beträgt. Im Jahre 1927 hat die Kattowitzer Allgemeine Krankenkasse an die Kassenärzte 367 000 Zl., an die Zahnärzte 53 000 Zl., für die Heilmittel an die Apotheken 287 000 Zl. an Heilgeräte 15 000 Zloty und an die Spitäler 200 000 Zloty ausgezahlt. Als Unterstützung an die Mitglieder wurde in Bar 300 000 Zloty, und an die Familienmitglieder 25 000 Zloty ausgezahlt. Insgesamt betrugen also die Leistungen der Krankenkasse im Jahre 1927 1 247 000 Zloty. Diesen Ausgaben standen Einnahmen gegenüber in Höhe von 1 800 000 Zloty. In dem schlesischen Industriegebiet kann keine zweite Allgemeine Krankenkasse auf solche Leistungen hinweisen und zwar nicht etwa deshalb, daß sie weniger Versicherte aufweist, sondern — und das dürfte bei den meisten Krankenkassen zutreffen — daß der Verwaltungsapparat nicht klappt. Die Versicherungspflichtigen, die sogenannten Arbeitgeber sind faule Zahler. Den Versicherten ziehen sie von dem kargen Lohne die Kassenbeiträge ab, vergessen aber meist das Geld an die Krenkenkasse abzuführen. Das trifft sehr häufig bei dem versicherungspflichtigen Dienstmädchen zu, wo die „Herrschaft“ mit dem Abziehen der Beiträge sehr genau nimmt, aber die Einzahlung versäumt. Die Kattowitzer Krankenkasse geht hier ziemlich rigoros vor und zieht die Beiträge ein, was jedoch nicht bei allen Krankenkassen der Fall ist.

Die Geldunterstützung eines kranken Mitgliedes beträgt in der Kattowitzer Krankenkasse 75 Prozent des gesetzlich festgesetzten Lohnes der in der Krankenkasse mit 10 Zloty täglich bemessen wurde. Die Unterstützung wird jedoch erst dann an das Kassenmitglied gewährt, wenn die Krankheit mindestens 8 Tage dauert. In diesem Falle tritt jedoch die Unterstützung gleich vom ersten Tage der Erkrankung ein. Die Familienmitglieder eines Versicherten, sind mit versichert, zahlen jedoch keine Versicherungsbeiträge. Die Leistungen der Mitglieder sind im Vergleich zu dem, was in dem übrigen Polen an Kassenbeiträgen berechnet wird, verhältnismäßig niedrig. Sie betragen 5½ Prozent monatlich des gesetzlich festgesetzten Lohnes. Ein Maximalbeitrag, der von Gehältern in Höhe von 600 Zloty behoben wird, beträgt monatlich 16,50 Zloty, während in Warschau z. B. von einem solchen Gehalt monatlich 60 Zloty Beitrag eingezogen wird.

In Sohrau befindet sich eine Heilanstalt des Verbandes der Krankenkassen, woselbst auch die Kattowitzer Krankenkasse ihre bedürftigen Mitglieder zur Erholung schickt. Im Jahre 1927 wurden nach dorthin und ferner nach Bystra 400 Mitglieder zur Erholung geschickt. Weiter hat die Krankenkasse 300 Kinder zum Sommeraufenthalt nach Rabka, Gdingen, Jastrzemb und Inowroclaw zur Erholung geschickt.

So sieht im Spiegel der Zahlen die Betätigung einer der größten Krankenkassen in der schlesischen Wojewodschaft aus. Gewiß klagen die Mitglieder gegen ungenügende Leistungen der Krankenkasse, insbesondere gegen die Kassenärzte, die da in manchen Fällen zu viel Rücksicht auf die Finanzen der Kasse nehmen. Es sind auch solche Fälle vorgekommen, daß der Vorstand der Kasse wegen schlechter Behandlung seiner Mitglieder, zwei Aerzte in seiner Aerzteliste streichen mußte. Hier dürfte die schwächste Seite der Allgemeinen Krankenkassen zu suchen sein, was durch die freie Aerztewahl, wie sie von den meisten Mitgliedern gewünscht wird, beseitigt werden könnte.

# Polnisch-Schlesien

## Warum er einen Polizisten überfiel

* Viel wird in unserem fromm katholischen Oberschlesien über Wohltun und christliche Mildtätigkeit und Barmherzigkeit gesprochen. Allsonntäglich predigen darüber erbaulich unsere Herren Stellvertreter Gottes, den Mund voll davon nehmen die Ehrendamen der Karitasvereine bei jedem Kaffeeklatsch und sogar die Behörden vermelden gelegentlich, wie liebevoll sie sich der Armen annehmen. So viel wird von der Ausübung dieser nur christlichen Tugenden geredet, daß man beinahe glauben muß, daß es in Oberschlesien keinen Menschen geben kann, der am Hungertuche nagen muß. In Wirklichkeit sieht die Sache anders aus. Es wird eben nur geredet oder sich was eingeredet, denn mit der christlichen Mildtätigkeit sieht es oberfaul bei uns aus. Die Scharen von jugendlichen und alten Bettlern, den verschämten Armen, die Tausende von fliegenden Unifikanten und Händlern, durchweg aus Arbeitslosen sich rekrutierend, deren Tätigkeit schon mehr dem Heischen milder Gaben zuneigt, geben davon ein beredtes Zeugnis. Und eine bittere Sprache reden auch die beängstigend vielen Selbstmorde von Arbeitslosen, vergeht doch kein Tag, an dem nicht über einen solchen Fall berichtet werden könnte. Und auch das starke Anwachsen der kriminellen Fälle, wie Einbrüche, Diebstähle, Ueberfälle usw., kann ruhig auf die ungeheure Not in der Bevölkerung zurückgeführt werden, denn zum lieben Gott beten, wie die Diener Gottes von den Kanzeln anraten, hilft nichts. Manna, wie weiland den Hebräern, wirft er nicht mehr vom Himmel herunter. Eher kommt man schon durch Stehlen oder Einbrechen zum Brot, wenn der Magen bedenklich knurrt.

Nun gibt es aber noch Leute, die zum Stehlen kein Talent haben, aber auch keins zum Betteln, und auch nicht viel, um sich einen Strick um den Hals zu legen. Zu dieser Kategorie gehörte der Arbeitslose Franz Boschek aus Chorzow. Erbärmlich schlecht ging es ihm bereits; in fadenscheinigen dünnen Kleidern lief er in Wind und Wetter herum und grübelte nach, wie seinen ewig hungrigen Magen zu stillen. Die Idee hatte er bald weg. Vor einigen Tagen führte er sie aus. Als er eines Polizeibeamten ansichtig wurde, zog er ein Messer aus der Tasche und stürzte sich auf den Polizeibeamten. Der Kampf dauerte nicht lange. Boschek wanderte frohgemut auf die Polizeiwache und von da nach dem Gerichtsgefängnis, im Stillen sich auf die Staatspension freuend. Hat man jedoch schon Pech, dann wird's man so leicht nicht los. Und Boschek hatte auch hier großes Pech, denn bald hatte der Untersuchungsrichter heraus, was mit dem Ueberfall los war und Boschek mußte, obwohl er sich mit Händen und Füßen sträubte, die für ihn gastliche Stätte des Untersuchungsgefängnisses verlassen. Heute läuft er wieder draußen herum in seiner fadenscheinigen Kluft und knurrendem Magen. Ja, ja, so kann es mitunter einem armen Teufel ergehen. Aber vielleicht hilft man ihm noch. Die Chorzower sind doch sehr gottesfürchtige Leute und ihre geistlichen Hirten stehen im Rufe der Heiligkeit. Sollte da dem armen Boschek wirklich nicht geholfen werden können?

## Nicht bestätigt

**Uchwała.**

W sprawie prasowej czasopisma „Volkswille“ Izba Karna Sądu Okręgowego w Katowicach dla spraw prasowych po wysłuchaniu wniosku Prokuratora przy Sądzie Okręgowym w Katowicach poza ustną rozprawą, postanowila zarządzone przez Dyrekcję Policji w Katowicach zajęcie powyższego czasopisma z dnia 28. grudnia 1928 roku, Nr. 297, z powodu rzekomo zachodzących w treści artykułu „La Pologne“ znamion przestępstwa z art. 1 Rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej z dnia 10. maja 1927, uchylić. albowiem w artykule tym autor omawia jedynie przymierze polsko-francuskie i jego oddziaływanie na stosunek Polski do Niemiec i na ogólne położenie polityczne Europy, a zwłaszcza głosów różnych odłamów opinji publicznej Francji i dodaje własne krytyczne uwagi o przymierzu tem, w czem nie można jeszcze dopatrzyć się znamion przestępstwa z art. 1. cytowanego powyżej rozporządzenia o prawie prasowem, wskutek czego zarządzone zajęcie dla braku cech wspomnianego przestępstwa należało w myśl art. 76 prawa prasowego uchylić.

Katowice, dnia 30. grudnia 1928 r.

Izba Karna dla spraw prasowych.

(—) Borodzic. (—) Dąbrowski. (—) Dr. Żagan.

Wypisano:

Katowice, dnia 2. stycznia 1929 roku.

Sekretarz Sądu Okręgowego.

## Pan Przybyla soll Bürgermeister in Schlesiengrube werden?

Seitdem die „Sanacja Moralna“ das Wort in Polnischoberschlesien führt, sieht es immer ärger mit der kommunalen Selbstverwaltung bei uns aus. Nicht weniger als neun Gemeindevorsteher wurden in der letzten Zeit ihres Amtes enthoben und durch Regierungskommissare ersetzt. Es sind das die Gemeindevorsteher in Schwientochlowitz, Radzionkau, Hohenlinde, Alt-Berun, Czechowitz, Klein-Dombrowka, Scharley, Georgenberg und Schlesiengrube. So viel sich übersehen läßt, wurden bis jetzt vier ordnungsmäßig gewählte Gemeindevertretungen durch die Behörden aufgelöst und durch kommissarische Vertretungen ersetzt. Die Wojewodschaftshauptstadt wird bereits das zweite Jahr durch die kommissarische Rada regiert, die auch den jetzigen Bürgermeister Dr. Kocur gewählt hat. Die zweite Auflösung erfolgte in Schlesiengrube, die dort gegen den Willen der Bevölkerung durchgeführt wurde. Dasselbe ist auch in Czechowitz geschehen, wo nach der Auflösung der ordnungsmäßig gewählten Versammlung sich der Bürger eine Aufregung bemächtigt hat. Die letzte Auflösung erfolgte in Hohenlinde, die beinahe zu Exzessen Anlaß gegeben hätte.

Die Sanacja Moralna erhält immer neuen Zulauf von Elementen, die einen Posten brauchen, sonst aber zu keiner ehrlichen Arbeit fähig sind. Das sind ja vorzügliche Kandidaten auf die Gemeindevorsteherposten und ihre Befähigung auf diese Posten besteht darin, daß sie der Sanacja Handlangerdienste leisten. Auch für die Gemeinde Schlesiengrube soll die Sanacja einen neuen Bürgermeister bereits auf Lager haben. Die Spatzen auf den Dächern erzählen von der Kandidatur Przybylas, des sattsam bekannten Pressereferenten und zugleich Zensors, der aus dem polnischen Pressesyndikat dieser Tage wegen seiner Zensorentätigkeit ausgeschifft wurde. Herr Przybyla wollte mit Gewalt auf den Bürgermeisterposten in Myslowitz kommen, aber die Myslowitzer haben sich für einen solchen Bürgermeister schön bedankt. Nachdem dort die Trauben für Herrn Przybyla etwas sauer waren, will er jetzt die Arbeiter in Schlesiengrube mit seiner Person beglücken. Man hat in Schlesiengrube die kommissarische Rada so zusammengesetzt, daß der Posten für Herrn Przybyla gesichert sein soll. Das war ja schließlich der Zweck der ganzen Sache gewesen.

## Die Handwerksmeister zur Fortbildungsschulfrage

Auf einer besonderen Versammlung der Vertreter der Innungsverbände (Obermeister), welche bei der Handwerkskammer in Kattowitz abgehalten wurde, sind geeignete Vorschläge zwecks Regelung der Fortbildungsschulstreitfrage unterbreitet worden. Es wurde ein Vorschlag angenommen, wonach Lehrlinge im 1. Jahre an jedem Montag und Donnerstag, im 2. Jahre am Dienstag und Freitag und im 3. Jahre am Mittwoch und Sonnabend zur Fortbildungsschule herangezogen werden sollen. Auf solche Weise würde es möglich sein, stets einige Lehrlinge in der Werkstatt für die praktische Arbeit zur Verfügung zu haben. Evtl. könne auch eine andere Einteilung, und zwar in der Weise erfolgen, daß die Lehrlinge im 1. Jahre die Fortbildungsschule am Mittwoch und Sonnabend, im 2. Jahre am Dienstag und Freitag und im 3. Jahre am Montag und Donnerstag aufsuchen. Vor der Festsetzung der Stunden- und Lehrpläne durch die Leitung der Fortbildungsschule sollen die Vertreter der Innungen am Orte gehört werden, um ihre Meinung äußern zu können. Vor den drei Hauptfesten, und zwar Weihnachten, Ostern und Pfingsten erwünschen die Handwerksmeister für die Lehrlinge mindestens 8 Tage Schulferien, da der Nachwuchs bei den größeren Aufträgen vor den Festtagen in den Werkstätten nicht zu entbehren ist. Abstand genommen werden soll schließlich von der bisher üblichen Verlegung des Unterrichts auf den nächstfolgenden Tag und zwar, sofern auf den eigentlichen Schultag ein Feiertag fällt. Diese Forderungen bezw. Wünsche der Handwerksmeister werden demnächst durch eine besondere Abordnung der Schulabteilung bei der Wojewodschaft vorgelegt.

## Wo bleibt die Winterkohle?

Bekanntlich sollten im Winter 1928/29 nach einem Beschluß des Wojewodschaftrats an die Armen und Arbeitslosen für die Familie 10 Zentner Gratiskohlen zur Verteilung kommen. In Summa waren ca. 500.000 To. Kohle für diesen Zweck vorgesehen. Bisher hat man noch nichts von einer Kohlenverteilung gehört, außer, daß man von seiten einiger Ortschaften daran ging, die in Frage kommenden Armen und Arbeitslosen aufs Papier zu setzen. Im Winterhalbjahr 1927/28 kamen die Wintergratiskohlen für die Armen und Arbeitslosen schon im November 1927 zur Verteilung. Aber im Jahre 1929 gibt es auch keine Wahlen. — Darum geht auch schon der Januar zur Neige und die Winterkohle kommt nicht. Hoffentlich kommt sie doch noch vor Beginn des Sommers.

## Vom polnischen Generalkonsulat

Der neuernannte polnische Staatsvertreter für Oberschlesien, Sachowski, wird wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen, von Paris kommend, in Beuthen eintreffen, um hier seinen Posten zu übernehmen. Der frühere Konsul beim Beuthener polnischen Generalkonsul, Henryk Malhomme, hat sich am Donnerstag zur Uebernahme seines neuen Amtes nach Belgrad begeben.

## Die Unterschlagungen bei der Volksbank in Siemianowitz

**Zirka 15.000 Zloty veruntreut. — Verurteilung der Angeklagten**

Gegen die 19jährige Bankangestellte Angela Sowa und ihren Verlobten, den Privatangestellten Josef Rothkegel aus Siemianowitz wurde wegen Unterschlagung bezw. Veruntreuung und Beihilfe vor dem Landgericht in Kattowitz am gestrigen Freitag unter dem Vorsitz des Gerichtsdirektors Miczke verhandelt. Anklagevertreter war Unterstaatsanwalt Dr. Arndt. Wie aus der Beweisaufnahme hervorging, liquidierte die Angeklagte Angela Sowa in der Zeit vom Monat Februar bis Juli v. Js. in wiederholten Fällen langfristige Wechsel, welche jedoch für eine weitere Zeit prolongiert wurden. Es handelte sich in den vorliegenden Fällen um Wechsel, die über Beträge von 20 bis 500 Zloty lauteten. Durch diese Manipulation veruntreute die Angeklagte in der fraglichen Zeit eine Geldsumme von 14.871 Zloty. Bei einer plötzlich vorgenommenen Revision wurden die Verfehlungen aufgedeckt und die ungetreue Bankangestellte mit ihrem Liebhaber festgenommen. Bei der Vernehmung vor Gericht war die Beklagte Sowa geständig. Die S. führte aus, daß sie ihr Bräutigam, der Mitangeklagte Josef Rothkegel, zu diesen strafbaren Handlungen unter Drohungen verleitet hat. Rothkegel soll nach den Aussagen der Sowa etwa 8000 Zloty der veruntreuten Gelder erhalten und an Vergnügungsstätten verjubelt haben. Den anderen Teil des Geldes verbrauchte die Angeklagte Sowa für verschiedene Anschaffungen sowie mit Freundinnen, welche zu Spritzfahrten nach Beuthen und Gleiwitz eingeladen wurden. Das Gegenteil wiederum sagte der Beklagte Rothkegel aus, welcher ausführte, daß seine frühere Braut, die Angeklagte Sowa, alle vorerwähnten Beschuldigungen gegen ihn nur aus Rachsucht erhoben hätte. Rothkegel gab zu, mit der Angeklagten mehrfach in Kattowitzer und Siemianowitzer Lokalen größere Zechen gemacht zu haben. Der Angeklagte will aber stets des Glaubens gewesen sein, daß es sich bei den Geldern, die ihm von der Sowa zur Verfügung gestellt worden sind, um sogenannte Prämiengelder gehandelt habe.

Nach Vernehmung der Zeugen beantragte der Staatsanwalt für beide Angeklagte je 4 Jahre Gefängnis. Das Urteil lautete für Rothkegel wegen Anstiftung und Beihilfe auf 1 Jahr 3 Monate und die Sowa wegen Unterschlagung auf 1 Jahr Gefängnis. Die Untersuchungshaft ab Oktober v. Js. wurde angerechnet.

## Stellungnahme der Reichsregierung zu den Beschwerden der polnischen Minderheit in Deutsch-Oberschlesien

**Drei Denkschriften an den Völkerbund.**

Von der polnischen Minderheit in Deutsch-Oberschlesien sind mehrfach an den Völkerbund Beschwerden gerichtet worden, die von einer Unterdrückung der Polen in Deutschland wissen wollen, wovon tatsächlich keine Rede sein kann, da sich die polnische Minderheit in Deutschland, insbesondere in Deutsch-Oberschlesien, größter Freiheiten erfreut, wie sie wohl keine andere Minderheit in einem anderen Staate überhaupt genießt.

Die deutsche Reichsregierung hat jetzt zu den „Beschwerden“ der polnischen Verbände in Deutsch-Oberschlesien Stellung genommen und beim Generalsekretariat des Völkerbundes drei Denkschriften eingereicht. Die polnischen Beschwerden werden voraussichtlich auf der bevorstehenden Tagung des Völkerbundsrates im März auf der Grundlage der Stellungnahme der Reichsregierung durch den Rat zur Verhandlung gelangen.

**Gedenket der hungernden Vögel!**

# Kattowitz und Umgebung

**Städtische Grünflächen, Wälder, Spiel- und Sportplätze.**

Die Unterhaltung der seit 1921 durch Neuanlagen und Umarbeitung geschaffenen Grünflächen, Plac Wolnosci, Plac Miarki, Spielplatz an der Synagoge, Grünflächen an der Marienkirche, Plac Mikolowski, Ruheplatz am Grünfeldschen Etablissement u. a., hat keine besondere Sorge bereitet, weil das Programm der Sachlichkeit bei der Durchführung aller Maßnahmen streng befolgt wurde. Die gründliche Durcharbeitung und Verbesserung des Bodens und die Verwendung säurefester Pflanzen schützte vor Mißerfolgen. Die Bürgerschaft, die diese Anlagen zu ihrer Erholung benutzte, hatte keine Gelegenheit, die Anlagen zu beschädigen, weil alle Anlageteile zweckmäßig gestaltet wurden. Die reiche Ausschmückung der Grünanlagen mit Blumen wurde durch die Presse und die Bürgerschaft dankbar anerkannt.

In Panewnik besitzt die Stadt Kattowitz Wald- und Wiesengelände in Größe von 125 Hektar. Durch- und Aufforstungen haben den Wert des Waldgeländes wesentlich gesteigert. Der Plan, dieses Waldgelände für Waldschulen, Ferienkolonien und andere sanitäre Einrichtungen auszubauen, wird weiter verfolgt.

Um die Gesundheit des Nachwuchses zu erhalten und zu fördern, sind die vorhandenen Kinderspielplätze sorgfältig durchgearbeitet und Neuanlagen geschaffen worden. Charakteristisch für diese Spielplätze ist ihr stubenartiger Abschluß, um die Kinder gegen Staub und die Gefahren des Verkehrs zu schützen. Besondere Freude machte der neue Schaukelplatz im Park Kosciuszki, auf dem etwa 20 Schaukeln unseren Kleinsten zur kostenlosen Benutzung zur Verfügung stehen.

---

**Deutsche Theatergemeinde.** Am Montag, den 14. Januar, nachmittags 4½ Uhr, kommt als Kindervorstellung „Peterchens Mondfahrt“ zur Aufführung. Abends 8 Uhr, wird das Lustspiel „Arm wie eine Kirchenmaus“ gespielt. Donnerstag, den 17. Januar, wird die Oper „Die Macht des Schicksals“ wiederholt. Als erste Abonnementsvorstellung im 2. Abonnement kommt am 21., abends 8 Uhr, das Lustspiel „Hokuspokus“ zur Aufführung.

**Erstaufführung von Rudolf Fitzeks „Menschen des Untergangs“ in Oberschlesien.** Die Erstaufführung von Rudolf Fitzeks „Menschen des Untergangs“, findet für Oberschlesien am Montag, den 28. Januar, in Katowice statt. Daran schließen sich die Aufführungen in den anderen, vom Oberschlesischen Landestheater bespielten Städten. Der Vorverkauf für die Erstaufführung in Kattowitz beginnt wie gewöhnlich sieben Tage vorher an der Theaterkasse.

**Der Lehrgarten der Stadt Kattowitz.** Der Ausbau des städtischen Lehrgartens in Kattowitz ist im letzten Geschäftsjahr zu Ende gelangt. Diese Anlage stellt den Gesundbrunnen der Stadt dar. An den Wochentagen erscheinen bis zu 2000 Personen, an Sonn- und Festtagen sogar bis 4000 Personen aus dem ganzen Industriebezirk, um sich mit den Blumen und Tieren näher bekannt zu machen. Im Jahre 1927-28 war ein Bestand von 137 Tieren in 33 Gattungen vorhanden, welche teils im städtischen Lehrgarten, teils im Park Kosciuszko untergebracht sind. Der Lehrgarten wird viel von Schülern höherer Schulen, von Lehrpersonal und angehendem Lehrpersonal aus dem ganzen Lande besichtigt. Der Garten zeichnet sich durch eine gute Ordnung und Sauberkeit und durch eine gute Etikettierung aller vorhandenen Gartenobjekte aus. Die Gartenverwaltung glaubt die starke Benutzung der öffentlichen Gartenanlagen und das Ausbleiben von Beschädigungen auf den belehrenden Einfluß des städtischen Lehrgartens zurückzuführen. Der Lehrgarten hat eine Größe von 2500 Quadratmetern und ist Kattowitz viel zu klein. Es wird projektiert, den Garten im Norden bis zur Ferdinandgrube auszudehnen und damit eine Verbindung mit dem östlichen der Ferdinandgrube gelegenem Park zu schaffen, welcher eine Größe von 50 000 Quadratmetern hat.

**Aus Hohenlohehütte.** An der Haltestelle Friederike bei Hohenlohehütte bemühte sich ein Chauffeur, vor der geschlossenen Kleinbahnschranke das Auto abzubremsen. Dieses geriet aber an einer glatten Stelle ins Schleudern, schlug gegen den eisernen Fahrdrahtmast der Straßenbahn und riß diesen buchstäblich heraus. Das Auto selbst wurde im Vorderteil zertrümmert und konnte nicht mehr gefahren werden. Die beiden Fahrdrähte entwickelten durch das Zusammenschlagen mächtige Flammen, kamen aber glücklicherweise nicht mehr mit dem Auto in Berührung. Die Insassen des Autos blieben heil.

---

# Königshütte und Umgebung

**Ueber Romantik.**

* Mit der Romantik ist heute nichts mehr los. War übrigens auch früher nicht, denn schon Heinrich Heine nennt sie einen faulen Zauber. Und doch gibt es noch Zeitgenossen genug, allerdings sind es vornehmlich Backfische, alte Jungfern und schwärmerische Jünglinge, die ihr rührselige Tränen nachweinen, obwohl sie überhaupt nicht wissen, was sie eigentlich ist. Und auch dem „Oberschlesischen Kurier“ scheint es die Romantik angetan zu haben, denn gar lieblich erzählt er in seiner gestrigen Ausgabe in der Rubrik Königshütte, über sie. Aber er verrät uns auch, weshalb sie verschwindet. Nie hatten wir uns darüber Kopfzerbrechen gemacht, aber der „Kurier“ plaudert über dieses Thema so geistreich, daß wir es nicht unterlassen können, unseren Lesern wiederzugeben, was er unter Romantik versteht und wie er ihr Verschwinden erklärt. Er schreibt:

Wie herrlich war es doch, wenn irgendein Verein oder eine Vereinigung vor etlichen Jahren, da das Schlittengespann noch Trumpf war, den Beschluß verkündete, es finde an dem oder jenem Sonntage zur bestimmten Zeit vom Treffpunkte aus eine Schlittenpartie statt. Dann fanden sich oft 30 bis 40 Schlitten in verschiedener Form und Größe zusammen, und unter den lustigen Weisen eine Musikkapelle, die meist im ersten Schlitten die Partie eröffnete, ging es unter fröhlichem Jauchzen hinaus in die schöne Winternatur. Das Ziel war meist ein Walddorf mit einem guten Gasthaus. Dort entwickelte sich dann ein recht buntes Bild. Es wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Nach Einbruch der Dunkelheit erfolgte die fröhliche Rückfahrt nach der Stadt, woselbst im Vereinslokal dann gewöhnlich noch ein Tanzkränzchen stattfand. Diese Schlittenpartien brachten oft die halbe Stadt auf die Beine, denn zumeist waren auch die Schlitten und Pferde herrlich geschmückt und den Zuschauern bot sich bei der Abfahrt ein selten prächtiger Anblick.

Diese Schlittenpartien wurden zumeist vom Männerturnverein, Bürgerverein und auch einigen Innungen in Szene gesetzt.

Aber: „Es war einmal!“, denn solche Fahrten kosteten Geld und daran fehlt es besonders heute. Darum auch schwindet gleichzeitig die Romantik.

Nun wissen wir, dank dafür dem „Oberschl. Kurier“, was eigentlich Romantik ist. Offengestanden, so recht wußten wir es auch nicht, hielten sie ebenfalls für faulen Zauber. Naja, da haben wir uns einmal mächtig geirrt. Man muß eben Heine nicht alles glauben. Romantik ist also doch eine schöne Sache und kein fauler Zauber. Man fährt per Schlitten nach irgend einer Spelunke im Walde, sauft sich die Hucke voll und fährt dann geladen mit Gegröhle ins Städtchen zurück, um dort bis an den nächsten Morgen zu schwofen. So ist das! Da wundern wir uns noch, daß es Menschen gibt, die der Romantik nachweinen. Weshalb sie aber eigentlich verschwindet, will uns nicht recht einleuchten. Der „O. Kurier“ schreibt zwar, solche Ausflüge kosten Geld, und Geld gäbe es heute nicht mehr. Sollte er sich da nicht irren? Unsere braven Bürger, die den Männerturnvereinen, Bürgervereinen und Innungen, feiern zu Sommerszeiten soviel Feste, daß es auch für eine Schlittenpartie langen dürfte. Da wird unsere liebe Freundin nach einer anderen Erklärung suchen müssen. Doch sonst sind wir über das Thema Romantik hoch befriedigt. Hätten gar nicht geglaubt, daß wir noch was aus Königshütte zulernen könnten.

---

**Trotz kostenloser Ueberlassung von Bauplätzen, muß der Magistrat um dessen Bebauung bitten.**

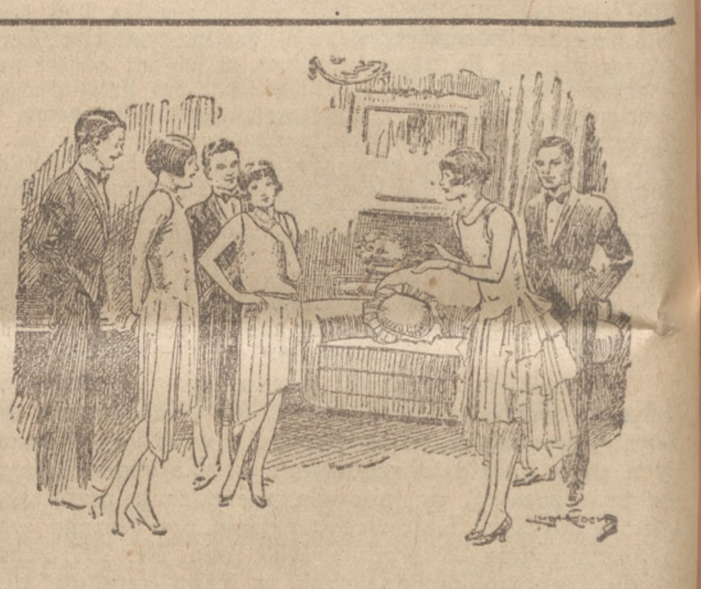
Das anerkennenswerte Bestreben der Stadt, Behörden und Verwaltungen in ihr Bereich zu bekommen, um nebenbei den Wohlstand und das Ansehen der Stadt zu heben, kann nur gutgeheißen werden, zumal durch den Zuzug der verschiedenen Beamten und Arbeitskräften auch den Kaufleuten und Gewerbetreibenden Einnahmequellen geschaffen werden. Nur dürfte es nicht soweit kommen, daß man um solche Behörden bettelt oder bittet. In diesem Falle handelt es sich um das Finanzamt, wo für den Bau desselben die städtischen Körperschaften die schöne Grünanlage gegenüber dem Bahnhof im vorigen Jahre eingehen ließen und den großen Bauplatz dem Finanzministerium zur Verfügung stellten. Trotz dieses Entgegenkommens der Stadt hat das Finanzministerium von diesem Anerbieten keinen Gebrauch gemacht, obwohl sich dieses der Notwendigkeit der Errichtung eines eigenen Finanzgebäudes für die Dauer nicht wird verschließen können, denn die gegenwärtigen Zustände in dem jetzigen Finanzamt, daß aus ein paar Zimmern besteht, für die Dauer unhaltbar werden. Beide Teile, das steuereinzahlende Publikum und die Beamten haben darunter stark zu leiden. Nachdem der Bau ganz in Vergessenheit geraten ist, hat sich der Magistrat entschlossen, den baldigen Bau des Finanzamtes in Königshütte bei den zuständigen Behörden noch einmal in Anregung zu bringen.

Dasselbe gilt von dem unentgeltlichen überlassen von Baugelände an der ulica Krzyzowa der Wojewodschaft zum Bau von Arbeiterwohnhäusern. Von allen diesen schönen Plänen sind nur bergehohe Zeichnungen zurückgeblieben, nachdem sich die Wojewodschaft in ein tiefes Schweigen verhüllt hat. Auch in diesem Falle wird an die Wojewodschaft eine ernste Mahnung gerichtet und diese zum Einhalten ihrer Versprechungen — gebeten. Fordern, ach nein, man könnte es sich mit der Obrigkeit verscherzen und man weiß nicht, ob dann...

Noch einmal wollen wir unseren Wunsch aussprechen: Der Magistrat möge nicht immer so übereilig handeln, wie es schon wieder in der unentgeltlichen Ueberlassung der Bauplätze gewesen ist. „Bo co nagle, to po djable“.

---

* **Aus der letzten Magistratssitzung.** In der am Donnerstag stattgefundenen Magistratssitzung wurde die Aussprache betr. Vergebung des Markthallenrestaurants zwar angeregt, jedoch nicht durchgeführt, weil die Durchsicht der Bewerbungsreferenten bei 21 Bewerbern noch nicht abgeschlossen werden konnte. Aus der Reihe der gefaßten Beschlüsse wären zu nennen: Nachtragsbewilligungen zum Budget, und zwar 241 566,86 Zloty für die städtische Verwaltung, 96 907 Zloty für den Schlachthof, 37 000 Zloty für die Gemüllabfuhr und 2500 Zloty für Unterhaltung der städtischen Bedürfnisanstalten. Die Gehaltserhöhung und Verteuerung von Materialien, die man bei Aufstellung des Haushaltsplanes noch nicht in Betracht ziehen konnte, haben diese Bewilligungen notwendig gemacht, die übrigens auch dem Stadtverordnetenkollegium zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Infolge Baufälligkeit der Schule 14 an der ulica 3-go Maja, eines der ältesten Schulgebäude, werden die Schulkinder nach der Schule 13, an der ulica Styczynskiego überführt. Die Uebersiedlung der gewerblichen Fortbildungsschule ist bereits erfolgt.



**Ein Vorschlag**

„Ich habe einen feinen Vorschlag für ein neues Gesellschaftsspiel. Wir spielen Versteck und verstecken uns paarweise. Aber suchen darf niemand!“ (London Opinion).

---

# Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

45)

Ohne den Menschen kann das Kamel nicht leben, ebensowenig wie das Pferd. Es hat allen seinen Fähigkeiten für ein selbständiges Leben entsagt, um dem Menschen besser dienen zu können. Es gehört dem Menschen, dem es sich mit Leib und Seele ergeben hat, und ist ohne ihn verloren. Kann sich keine Nahrung schaffen und keinen Trank, kann den Weg nicht finden und sich nicht verteidigen gegen den Löwen und den Panther.

Abdullah spitzte die Ohren. Blieb stehen, um besser horchen zu können. Werden nicht bald die Hyänen und Schakale zu heulen beginnen? Das Tier bekam Furcht. Es begann in rascherem Tritt zu schreiten und hielt nicht mehr die gerade Richtung ein.

Abdullah war eine nervöse Kreatur. Es klingt fast unglaublich, wie reizbare und empfindliche Nerven diese scheinbar so langmütigen, ruhigen Tiere haben können. Der unverständige Mensch heißt sie „störrisch“, wenn sie nervös werden.

Die Furcht, die über das Tier gekommen war, wich nicht mehr von ihm. Sie wuchs mit jedem Schritt und nahm unheimliche Formen an. Das Kamel begann zu laufen, rannte hin und her, machte wundersame Sprünge und blieb plötzlich stehen. Es lauschte. Ob der Löwe kommt, ob das Wasser in der Ferne plätschert, ob endlich des Menschen Stimme irgendwo erschallen wird? Was mag es gefühlt haben mit seinen aufgeregten, angstgepeitschten Sinnen. Vielleicht den afrikanischen Panther?

Das Tier schüttelte sich, wollte die Last von seinem Rücken werfen. Die Stricke hielten fest. Da wälzte es sich auf die eine Flanke, sprang dann auf, reckte den Hals in die Höhe. Schaum trat ihm aus dem Maul, als es im Galopp davonrannte. Es war ein grauenhafter Anblick, wie das vor Furcht scheu gewordene Kamel in der Wüstennacht dahinjagte und wie an seiner Seite Parkers herabhängende Beine in wildem Tanz schlotterten.

Wie lange dieser Wüstenritt wohl gedauert haben mag? Jedenfalls fand er einen jähen Abschluß. Das Tier war gegen ein Hindernis gelaufen, rannte es nieder und fiel selbst zu Boden. Das Hindernis war eine schwache, dünne Telegraphenstange aus Holz, wie sie dazumal bei den primitiven Telegraphenleitungen in den Goldfeldern in Gebrauch waren. Die Stange lag zerbrochen auf dem Boden. Die Drähte waren abgerissen. Das Kamel lag auf dem Sand und konnte sich nicht wieder erheben. Es hatte sich beim Sturz unter der Wucht seiner Last das rechte Vorderbein gebrochen.

20.

Auf dem Telegraphenamt in Perth hatte in jener Nacht Ashton den Dienst. Er lag inmitten der Arbeitstische auf einem Diwan hingestreckt und würfelte seine Gedanken und Erinnerungen durcheinander. Es war ein wirres Zeug, was er seit zwei Monaten erlebt hatte. Sein Leben, sein Denken und Fühlen sind dadurch etwas ganz anderes geworden. Innerlich ist er ganz anders geworden, und anders geworden ist auch sein Verhältnis zur Welt. Er hat seine erste Auseinandersetzung mit dem Leben gehabt. Sie war ein Mißerfolg gewesen. Sollte er sich damit zufrieden geben? Alles bäumte sich dagegen in ihm auf.

Und jenes Weib, sein Weib, mußte er sich erringen! Mußte sie jenem andern wegnehmen, durch welche Mittel immer! Er fahndete mit leidenschaftlichem Interesse nach Depeschen aus Albany und Coolgardie, aus denen er weiteres über Parkers erfahren konnte. Er mußte doch trachten, möglichst immer zu wissen, wo sein Gegner steckt und was er macht!

Gestern hatte er erst eine Depesche aus Albany nach Coolgardie an Frau Parker weitertelegraphiert, in der Sleighs Frau, besorgt über das allzu lange Ausbleiben ihres Mannes, Nachrichten verlangte. Mittags war die Antwort von Frau Parker nach Albany weitergegeben worden: sie wisse nichts und sei selbst sehr besorgt.

In Ashtons Schädel gingen eigenartig ungemütliche Gedanken um, die ihm aber nicht recht zum Bewußtsein kamen. Wirre Bilder jagten in seiner Phantasie durcheinander.

Der Amtsraum war im Halbdunkel. Nichts Außergewöhnliches war zu bemerken. Das normale Geräusch wie immer, wenn das Amt still liegt. Dasselbe Surren und Klopfen.

Ashton bemühte sich, Herr seiner Gedanken zu werden.

Da hörte er einen deutlichen Schlag. Er sprang auf. Eilte an seinen Arbeitstisch und sah, daß auf dem Schreibapparat der Anker herabgefallen war.

Sofort drehte Ashton die Lampen auf und schaltete gleichzeitig den Menschen Ashton aus. Am Tisch saß der Telegraphenbeamte Sim Ashton und beobachtete die Amtsbussole, die einen Nadelausschlag zeigte: der Draht war irgendwo abgerissen.

In einem solchen Falle mußte vorschriftsgemäß sofort die Arbeitsstelle festgestellt werden. Ashton ließ die Papierrolle, die mit einem Strich stehen geblieben war, ablaufen, während er auf den Taster des Morseapparates drückte. Der Strich lief weiter, was soviel besagte, daß die Unterbrechungsstelle weit sein müsse. Wäre sie nahe gewesen, so hätte beim Drücken des Tasters der Strich sofort aufgehört.

Nachdem dies festgestellt war, ging Ashton daran, die Fehlerstelle einzugrenzen. Um diese Aufgabe zu lösen, brauchte er bloß den Morsetaster eine längere Zeit hindurch zu drücken und dabei die Amtsbussole zu beobachten, um den Nadelausschlag zu konstatieren und zu messen. Die Nadel schlug sehr stark nach rechts aus. Die Fehlerstelle lag also sehr weit. Aber sie mußte dennoch mit einer Genauigkeit bis auf eine halbe Meile feststellbar sein. An Hand einer Detailkarte und einer Tabelle hatte Ashton sehr rasch die Stelle gefunden. Sie befand sich nordöstlich von Menzies, nahe dem Endpunkt einer verlassenen, außer Betrieb gestellten Linie.

Das Nächste, was Ashton jetzt zu tun hatte, war, Alarm zu geben. Bei einer plötzlichen Unterbrechung einer Telegraphenlinie im Busch mußte stets angenommen werden, daß die Unterbrechung durch einen in Lebensgefahr geratenen Prospektor geschehen sein konnte.

Das Gesetz gestattete jedermann, der sich in der Wüste dem Verschmachtungstod ausgesetzt sah und sich irgendwie bis zu einer Telegraphenleitung schleppen konnte, den Draht abzureißen. In einem solchen Fall wurde dann sofort an der nächstgelegenen Stelle eine Rettungsexpedition ausgerüstet und mit der größtmöglichen Beschleunigung nach dem Unterbrechungspunkt der Leitung abgefertigt.

Ashton versuchte nun mit dem der Unterbrechungsstelle zunächstgelegenen Telegraphenamt Menzies in Verbindung zu treten. Er wußte wohl, daß das Amt geschlossen sei, versuchte es aber dennoch. Der Ruf kam durch die Nachschaltung zurück. Da war nichts zu machen. Nun versuchte es Ashton mit dem Amt Coolgardie. Aber auch Coolgardie hatte um diese Zeit keinen Dienst mehr und meldete sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

# Unterhaltungsbeilage des Volkswille

## Das Testament des Herzogs

Von Hans Bertram.

„So, Madame, da haben Sie Ihren Willen! Sie werden nach meinen Tode Millionärin sein! Aber ich hoffe, Sie werden noch recht lange darauf zu warten haben."

Der Herzog von Bourbon tauchte die Feder in das Tintenfaß, setzte mit großen, festen Zügen seinen Namen unter das Dokument, das vor ihm lag, und reichte dann den Gänsekiel dem Notar.

„Ihre Gegenzeichnung, bitte, Herr Robin, und Ihr Siegel!"

Dieser Vorgang spielte sich Ende 1829 in Paris ab. Die Baronin Feucheres hatte es endlich mit zäher Beharrlichkeit durchzusetzen vermocht, daß der alte Herzog von Bourbon ein Testament aufsetzte, in dem der junge Herzog von Aumale, der Sohn des Herzogs Louis Philippe von Orleans, als sein Adoptivsohn zu seinem Universalerben eingesetzt und für die Baronin eine Schenkung von zwei Millionen Livres ausgeworfen wurde. Lange hatte sich der Herzog hartnäckig dagegen gesträubt, dieses Testament aufzusetzen, aber die unermüdlichen, raffinierten Verführungs- und Ueberredungskünste der Baronin hatten ihn schließlich schwach gemacht. Der Herzog haßte seine Verwandten vom Hause Orleans. Er wußte sehr wohl, daß sie in schnöder Habsucht nach seinem reichen Erbe trachteten, und er haßte sie doppelt, weil der Vater des Herzogs Louis Philippe mit seiner Stimme im Nationalkonvent den Ausschlag für die Hinrichtung seines Vetters, des Königs Ludwig des Sechzehnten gegeben hatte.

Der Herzog von Bourbon hatte keine Leibeserben. Sein einziger Sohn, der Herzog von Enghien, war vor einem Vierteljahrhundert auf Befehl des ersten Konsuls Bonaparte, der sich zwei Monate später zum Kaiser Napoleon ausrufen ließ, als angeblicher Landesverräter erschossen worden. Seitdem war der Herzog ein Menschenverächter geworden. Aber trotz seines abweisenden Wesens und seiner mancherlei Schrulligkeiten bewarb sich nach dem Sturze Napoleons alle Welt in Paris um seinen Umgang und seine Gunst. Man wußte, daß der Herzog über außerordentlich große Reichtümer verfügte, und man wollte nach bester Möglichkeit an diesen Reichtümern teilhaben. Besonders Louis Philippe, der selber nicht gerade begütert war, verbrachte manche schlaflose Nacht mit Grübeleien darüber, wie er sich wohl am einfachsten und sichersten in den Besitz des reichen Erbes seines Verwandten setzen könnte. Um dieses heißersehnte Ziel zu erreichen, ersann er einen teuflischen Plan.

Seit einer Reihe von Jahren hatte der Herzog von Bourbon ein Liebesverhältnis mit der Engländerin Sophie Daves. Er liebte diese Frau mit der ganzen Leidenschaft eines Mannes von vorgerückten Jahren, der noch ein spätes Liebesglück auszukosten sucht und sich deshalb zum willenlosen Sklaven der Launen einer angebeteten Frau erniedrigt. Sophie verfolgte kühl und berechnend nur das eine Ziel, als Geliebte des Herzogs Zugang zur adligen Gesellschaft zu erlangen. Sie nützte ihre unumschränkte Macht über den Herzog mit unbekümmerter Rücksichtslosigkeit aus und scheute nicht davor zurück, ihren Liebhaber zu beschimpfen und zu prügeln, wenn er einmal einen ihrer Wünsche nicht gleich erfüllte. Schließlich hatte der Herzog auch einwilligen müssen, daß Sophie den Baron Feucheres heiratete, um dadurch ein legitimes Mitglied des französischen Adels zu werden, ohne jedoch ihre intimen Beziehungen zu ihrem Liebhaber einzuschränken. Der Baron war anfangs stolz darauf gewesen, die vermeintliche uneheliche Tochter sdes Herzogs von Bourbon als Gattin heimführen zu dürfen. Als er jedoch nach seiner Heirat die wirklichen Beziehungen seiner Gattin zum Herzog erfuhr, verstieß er Sophie in höchster Entrüstung und vermochte auch beim König durchzusetzen, daß die Baronin nicht mehr in der Hofgesellschaft geduldet wurde.

Aber der Zufall kam Sophies ehrgeizigen Wünschen zu Hilfe. Nachdem Louis Philippe sich zunächst vergeblich an den Herzog von Bourbon direkt gewendet und ihn zu bewegen versucht hatte, seinen Sohn zu adoptieren, kam er auf den schlauen Einfall, sich der Geliebten des alten Herzogs zur Verwirklichung seiner unlauteren Pläne zu bedienen. Die Verständigung war nicht schwer, weil seine und Sophies Sehnsucht sich begegneten. Mit einem Schlage war die Baronin am Ziel ihrer Wünsche angelangt. Dank der Einführung des Herzogs von Orleans gehörte sie bald zu den gefeiertsten Damen der Hofgesellschaft, und sie war um so eher geneigt, sich Louis Philippe dafür erkenntlich zu erzeigen, als ihr ja selbst aus dem Testament ihres Liebhabers ein reicher Gewinn erwachsen sollte.

Aber hier begegnete ihr anfangs ein unerwarteter Widerstand des Herzogs von Bourbon. So hemmungslos auch der alte Herzog seiner Geliebten ergeben war, so erbittert wehrte er sich doch gegen ihr Verlangen, ein Testament zugunsten der verhaßten Familie Orleans aufzusetzen. Sophie merkte bald, daß sie diesmal nicht mit Brutalität ans Ziel gelangen könnte. Da verlegte sie sich aufs Schmeicheln, auf Zärtlichkeiten, auf immer raffinierter gesteigerte erotische Sensationen. Diesem Ansturm auf seine männlichen Gefühle war der Herzog von Bourbon auf die Dauer nicht gewachsen. Das Ergebnis war schließlich der Akt der Testamentsaufsetzung bei dem Notar Robin. Als der dicke Louis Philippe davon erfuhr, geriet er vor tückischer Freude außer Rand und Band.

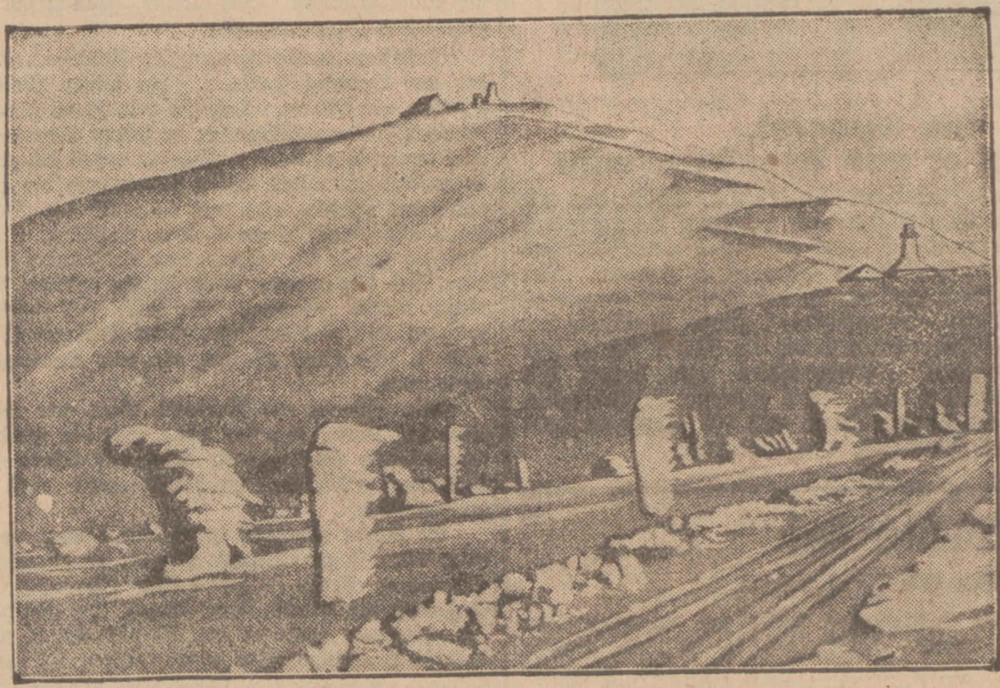
Ein halbes Jahr später wurde Louis Philippe im Verlauf der Julirevolution zum „Bürgerkönig" ausgerufen. Das brachte den heftigen Groll des Herzogs von Bourbon gegen das Haus Orleans zum Ueberlaufen, und er traf Anstalten, um Frankreich zu verlassen und dadurch vor aller Welt seine Anhänglichkeit an den entthronten König Karl X. zu bezeugen. Louis Philippe war höchst bestürzt, als ihm diese Absicht seines Verwandten zu Ohren kam. Er fürchtete den ungünstigen Eindruck einer solchen demonstrativen Abreise des Herzogs auf Adel und Volk von Frankreich und hegte vor allem die größte Besorgnis, daß der Herzog nun womöglich sein Testament doch noch umstoßen würde.

Die Baronin Feucheres hatte noch am 26. August eine stürmische Auseinandersetzung mit ihrem ehemaligen Geliebten. Auch ihre Bemühungen blieben erfolglos. Als der König erfuhr, daß die Abreise des Herzogs bis in alle Einzelheiten vorbereitet worden war, gab es kategorische Anweisung, diese Abreise mit allen Mitteln zu verhindern.

Der Kammerdiener des Herzogs, der am Morgen des 27. August seinen Herrn wecken wollte, fand die Schlafzimmertür verschlossen und erhielt auf sein Rufen keine Antwort. In höchster Erregung rief er die ganze Dienerschaft zusammen. Eine unheimliche Stille lastete gespenstisch vor dem Schlafgemach des Herzogs. Endlich entschlossen sich die Diener, die verschlossene Tür zu zertrümmern. Auf dem Nachttischchen flackerte noch die ziemlich heruntergebrannte Kerze. Am Fensterkreuz hing der Leichnam des erwürgten Herzogs.

Man schnitt den leblosen Körper ab und schickte in aller Eile zu den Aerzten. Aber die angestrengten Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg.

Am nächsten Morgen ließ Louis Philippe das Testament des Herzogs öffnen und trat sofort im Namen seines Sohnes die reiche Erbschaft an.



**Die Schneekoppe im Winterkleid**

Die seltsamen Schneegebilde im Vordergrunde sind schneeverwehte Tannen und Pfähle.

## Berge wandern

Von Megerle v. Mühlfeld.

**Unbemerkt hat sich in diesem Jahre** ein sehr interessantes, für die Wissenschaft bedeutsames Ereignis zum hundertsten Male gejährt. Es war im Jahre 1828, als der Schweizer Professor Hugi auf der mittleren Moräne des Unteraargletsches in den Berner Alpen seine sogenannte „Hütte" aufschlug. Die Moräne bestand aus einem aus Felsentrümmern zusammengetragenen Streifen, der sich wie üblich aus Vereinigung der innenseitlichen Moräne zweier Gletsche, die hoch oben in den Bergen ineinander übergegangen waren, gebildet hatte. Hugis Hütte war der Beginn systematischer Messungen der Gletscherbewegungen, die seitdem in den Alpen und anderen Plätzen gewaltige Ausmaße angenommen haben.

Unter dem Schutz eines überhängenden Felsens schlug dieser kühne Forscher sein Lager auf und verbrachte dort mehrere Nächte. In den darauffolgenden Jahren kehrte Hugi immer wieder an denselben Platz zurück und stellte die veränderte Lage der Hütte fest, da das Eis sich langsam talwärts bewegte. Im Jahre 1830 war die Hütte bereits einige hundert Fuß gewandert und 1842 betrug der Weg 2200 Fuß. Louis Agassiz, der 1839 in dieser Gegend Forschungsarbeiten vornahm, stieß zufällig auf die Hütte und stellte fest, daß sie den ursprünglichen Platz um 4400 Fuß entfernt hate. Die ersten Studien: Im August 1840 bauten Agassiz und seine Begleiter Vogt, Dosor, Nicolet, Coulon und de Poutalos eine ähnliche Hütte unter einem vorspringenden Felsblock, welche man von Hugis Bau aus sehen konnte und nannten sie „Hotel de Neuchatelois". Hier verbrachten sie eine Zeit und kehrten im nächsten Sommer dahinzurück, fanden aber, daß das „Hotel" bereits unter den Witterungseinflüssen und der Bewegung des Eises gelitten hatte. 1842 war der Platz nicht mehr bewohnbar. Zwei Jahre später fand Agassiz nur noch einen Trümmerhaufen davon vor.

Nach einer langen Zeit der Vergessenheit wurden einige Fragmente dieser Hütte im Jahre 1884 von einem Touristen namens Ritter entdeckt, der die Stücke als zu der von Agassiz erbauten Hütte gehörig feststellte, da man noch die Namen und Daten die von den ursprünglichen Bewohnern eingeschrieben waren, aus einzelnen Teilen vorfand. Im August 1899 unternahmen Mitglieder der Internationalen Konferenz für Gletscherforschung einen Ausflug in diese Gegend und besichtigten die interessanten Ruinen. Eine neue Untersuchung fand dann im Jahre 1904 statt, wobei festgestellt wurde, daß das „Hotel" in der ganzen Zeit, 4,6 Kilometer gewandert war.

1925 und 1926 hat man weitere Untersuchungen angestellt, aber es wird bereits sehr schwierig, die Stücke zu identifizieren. Die Zeit hat Hugis Hütte weniger hart mitgespielt, und sie hat in hundert Jahren seit ihrer Erbauung kaum gelitten.

Die Geschichte dieser beiden Gletscherhütten gehört mit zu den romantischen Episoden in der Entwicklung der Gletscherkunde.

Es war im Jahre 1840, als Agassiz nud seine Freunde die ersten Bohrungen im Eis versuchten, die seitdem so ungemein wertvolle Kunde über die innere Struktur der Gletscher gegeben haben. Die Arbeitsmethode zu jener Zeit war, wie sich denken läßt, sehr langsam und schwierig. Als man 1842 ein Loch von 213 Fuß Tiefe in den Unteraargletscher gebohrt hatte, sah man diese Tat als einen ungeheuren Erfolg an. Man hatte hierzu acht Arbeiter anstellen müssen. Thermometer wurden in die Bohrlöcher gesenkt und viele Temperaturmessungen vorgenommen. Diese langsame Bohrmethode hatte besonders mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, daß das Eis im Innern des Gletschers sich schneller als an der Oberfläche bewegt. Die Folge davon war, daß die Werkzeuge, die man zum Bohren verwendete, noch bevor man die Arbeit vollendet hatte, gekrümmt und festgeklemmt wurden.

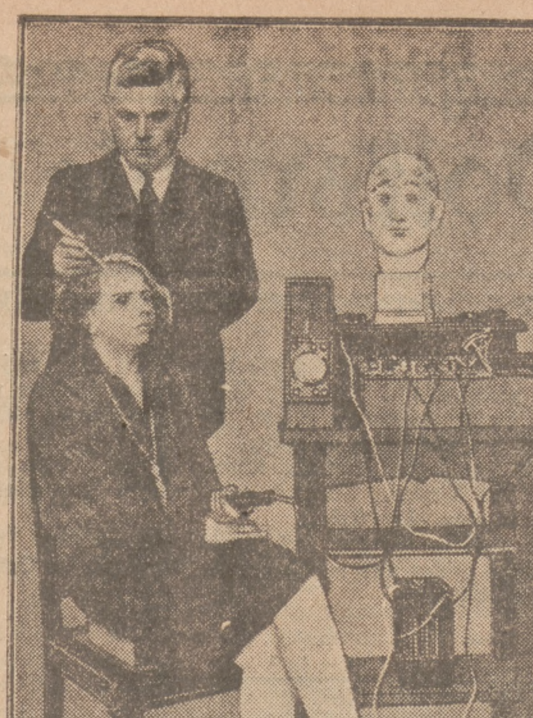
Die Neuzeit hat eine grundlegende Aenderung der Methoden mit sich gebracht. Blumcke und Hoß begangen im Jahre 1894 auf dem Hintereisfernergletscher eine Reihe von Bohrlöchern anzulegen, in der Absicht, durch das Eis hindurch auf das Felsenbett des Gletschers zu stoßen und auf diese Weise an verschiedenen Stellen die Tiefe desselben festzustellen. Sie verwendeten hierzu Drillbohrer. Man stieß an verschiedenen Stellen auf das Bett, einmal bei einer Tiefe von 700 Fuß. Diese neue Bohrmethode macht es möglich, mitunter 300 Fuß pro Tag zu bohren.

Eine neue Aera in der Messung von Gletschertiefen begann im Jahre 1926 und zwar verwendete man das Prinzip der Schallmessungen. Diese Methode hatte bereits hervorragende Resultate bei den Tiefmessungen der Meere gezeitigt und wurde nunmehr von zwei Forschern in verschiedenen Alpengebieten angewendet. Unter der Leitung von H. Mothes wurden auf dem Hintereisfernergletscher zahlreiche Explosionen im Eise veranstaltet und das vom Gletscherbett zurückgeworfene Echo durch einen Seismographen notiert, Dr. Mercanton, der die Arbeiten am unteren Grindelwald und auf benachbarten Gletschern der Schweizer Alpen leitete, verwendete ein Geophon, um die Echos, die er gleichfalls durch Explosionen erzeugte, zu messen. Weniger erfolgreich war er dagegen bei der Schallmessung durch sogenannte „Ueberschallwellen", wobei das Lautsignal aus ungemein raschen Vibrationen besteht (etwa 40 000 per Sekunde). Zweifellos aber wird man diese Versuche weiter fortsetzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß akustische Methoden wesentlich zur Klärung der Tiefenfragen bei allen Gletschern der Welt, selbst in Grönland und den Südpolarzonen, beitragen werden.

Unter den Auspizien der Internationalen Gletscherkommission und Instituten ähnlicher Art, die in vielen Ländern bestehen, hat man die Bewegung der Gletscher schon seit einigen Jahren regelmäßigen Messungen unterworfen. Die Schweiz veröffentlicht jährlich einen Bericht über die Bewegungen von hundert Gletschern. Der Bericht für 1926 zeigt, daß zweiundfünfzig davon sich vorwärts bewegten, vierzig sich langsam zurückzogen. Obgleich die Bewegung der Gletscherzunge nur wenige Zentimeter pro Tag beträgt, so werden sie doch sofort mittels des „Chryosinometer" aufgezeichnet, dessen Zeiger durch einen Draht, der auf dem Eise befestigt ist und so die Verbindung herstellt, in Bewegung gesetzt wird. Der „Chryosinograph" verzeichnet automatisch fortlaufend jede geringste Bewegung.

Der moderne Gletscherforscher leitet heute seine Arbeiten von dem Beobachtersitz eines Flugzeuges aus, und während einer Stunde kann man auf diese Weise ein Gletschergebiet aufnehmen, wozu man sonst zu Fuß eine Woche benötigen würde.

Es ist in den letzten Jahren festgestellt worden, daß sich der Wendelstein auf München bewegt, zwar nicht nach den obigen Ausmaßen, trotzdem werden unsere Nachkommen in 1000 Jahren erstaunt sein, die Stadt München an dem Fuße des Wendelsteins zu finden. Wir Berliner sind ja in dieser Beziehung, wenn sich auch sonst alles verändert, glücklicher, denn die einzigsten Gletscher, die wir haben, sind die Kalkberge und die werden höchstens einmal zu den Rieselfeldern wandern.



**Ein Apparat,**
**der Charakter und Begabung mißt**

Die Erfindung des ukrainischen Arztes Dr. Bißky, der mit einem Apparat die körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen feststellen wollte, ist jetzt wesentlich verbessert und unter dem Namen „Neuroskop“ patentiert worden. Der Apparat zeigt bei Berühren der in der Kopfhaut liegenden Nervenreizpunkte durch die verschieden starke Reaktion, die in Gradzahlen abgelesen werden kann, die Stärke der zu den Reizpunkten gehörenden Nervenorgane und damit die Stärke ihrer Entwicklung an. Eine etwaige Fehlerquelle, die durch verschieden starken Druck auf die Kopfhaut entstehen könnte, ist ausgeschaltet.

# Neger, die Dichter sind

Von Else Feldmann.

Vier nachfühlende Dichterseelen haben sich zusammengetan und dieses herrliche Buch: „Afrika singt*) in die deutsche Sprache übertragen: Anna Siemsen, Josef Luitpold, Hermann Kesser unter Führung von Anna Nußbaum. Es bedurfte dazu des Verlangens, eine andere Rasse, ein anderes Volk zu verstehen, ihm brüderlich und schwesterlich nahezukommen, es gehörte vor allem Gesinnung dazu.

Hier wird durch die Macht der Sprache ein neues Volk entdeckt: das Negervolk.

Aus Urmenschenlauten, Naturstimmen der Lebensfreude, aber auch aus den tierischen Schmerzensschreien von der Zivilisation Gepeinigter formt sich ein Gesang, schlicht, groß, ergreifend wie der Gesang Jeremias', wie Hiobs klagendes Lied.

Alle die Negerdichter und -dichterinnen, die in dem Band vereinigt sind, es sind achtzehn an der Zahl (Langston Hughes, Countee Cullen, Claud Mc Kay, Georgia Douglas Johnson, um nur einige der Bedeutendsten zu nennen), geben Zeugnis von dem kulturellen Fortschritt, dem geistigen Rang, dem die dunkle Rasse zustrebt, und der hohen Menschlichkeit, deren sie fähig ist. Alle die jungen Dichter kommen von Universitäten her. Sie leben als Bildner und Lehrer mitten unter ihrem Volke, lehren an Negerschulen.

Sie sind nicht mehr darauf angewiesen, daß ein Weißer kommt und sie „schildere“; die „Wilden“ singen ihr Leben selbst, und sie singen es nicht weniger schön als die besten Weißen.

Noch haben sie wenig von Sieg zu sagen, dafür umsomehr von Kampf, brennenden Wunden, Leid, Erniedrigung, Knechtung. Aber nehmen Amerika und Europa ihnen heute ihre Tänze — werden sie morgen ihre ganze Wesensart anerkennen müssen. Und so kann Dichter sein auch heißen: einem ganzen Volke aus der Dunkelheit den Weg ins Licht zu zeigen.

Das ist es, was die amerikanischen Negerdichter getan haben.

Sie haben alle aufgefunden: Die dunkeln Kinder des Südlandes, die die Baumwolle harken, haben den Weckruf vernommen. Der Redner-Revolutionär kommt, ihnen ein Diesseits zu bereiten. Der Spucknapfputzer und der Boy im Hotel, das arme Harlemer Straßenmädchen, das von vornehmen weißen Herren aufgesucht wird, die Waschfrau, die fünfzig Jahre lang reibt und schrubbt, während Tränen über die schwarzen Wangen fließen. Die verkommene Schnapsmary, die immer wieder in Polizeiarrest wandern muß, und die furchtbar leidet, weil es dort keinen Schnaps gibt. Der anmutige schwarze Gentleman-Kellner, der so stolz den schönen Bronzekopf trägt, und der sich doch immer bücken, der Schuhputzer, der immer: ja, Herr, ja, Herr, sagen muß. Der abgerissene schwarze Bettler, der sich barfuß, krank, von Gasthaus zu Gasthaus schleppt, um ein bißchen Essen bettelt, weil er seit Tagen gehungert hat — und, da er aus Verzweiflung Radau macht, eingekerkert wird.

Die Stufen des sozialen Elends auf und nieder.

Aber es gibt auch anderes: Volkslieder (Blues), Hymnen auf Natur und Menschheit, Liebeslieder voll Reinheit und religiöser Innigkeit; schwermütiger Gesang Versklavter, Verkaufter, die in den Wolkenkratzern auf dem Broadway dienen und sich nach der Urwaldheimat sehnen.

Und immer wieder das aufgepeitschte Entsetzen, der gruselige Gedanke an die Tausende gehenkter, erwürgter, verbrannter Brüder — die dumpfen Angstschreie beim Anblick einer Schar weißer Kinder: ach, sollten auch aus ihnen Lyncher werden?

Und doch dämmert in dem Bekenntnis zur Rache aus Schmach und Leiden jeder Art schon ein kraftvolles Selbstbewußtsein auf:

Ich bin ein Neger,
Schwarz, wie die Nacht ist schwarz,
Schwarz wie die Wäldertiefe in meinem Afrika.
Ich war Sklave:
Cäsar befahl mir, Treppen zu waschen,
Ich habe Washingtons Stiefel geputzt.
Arbeiter war ich:
Unter meinen Händen wuchsen empor die Pyramiden,
Ich habe Mörtel gemischt für das Woolworth-Gebäude.
Sänger war ich:
Weit her von Afrika nach Georgia,
Brachte ich meine Leidgesänge.
Ich habe Ragtime geschaffen.
Das Opfer war ich:
Die Belgier schnitten mir auf dem Kongo die Hände ab.
Jetzt lynchen sie mich in Texas.
Ich bin ein Neger:
Schwarz, wie die Nacht ist schwarz,
Schwarz wie die Wäldertiefen in meinem Afrika.

Und in den hymnischen Zeilen:

Die Nacht wie wunderschön!
Das Antlitz meines Volkes!
Ihr Sterne wunderschön!
Ihr Augen meines Volkes!
O Sonne wunderschön!
O Seele meines Volkes!

hat sich der Negerdichter mit dem Schicksal, schwarz zu sein, versöhnt: er findet es schön, schwarz zu sein, er hat die Seele seines Volkes erkannt — und da diese hell und leuchtend ist, was braucht es die Haut zu sein?

Und darum sind diese Negergedichte zugleich eine Tat: wieder wird einem Teil Weißer das Herz des Negers nähergebracht, mögen die Gedichte dazu geschrieben sein, daß auch endlich der Weiße sein Herz dem Neger nahebringt.

*) Verlag F. G. Speidel, Wien und Leipzig.

# „Hände hoch!“

Von Hans Hyan.

Als der Bankprokurist Johnson, der geborener Amerikaner war und die Methoden seiner Heimat beibehalten hatte, die Hautür seiner kleinen Villa aufschloß, merkte er eine Unebenheit im Schlosse bei der Schlüsseldrehung. Er griff in die hintere Tasche seines Beinkleides, knöpfte den Paletot auf und steckte seinen Browning in die Jackettasche. — Eine gewohnte Bewegung, die sich ohne besondere Absicht vollzog, gerade wie bei einer mechanischen Sicherung, wenn die auslösende Klappe herunterfällt.

Johnson wohnte allein in seinem Hause. Seine alte Aufwartefrau kam frühmorgens, wenn er in seine Bank fuhr, und ging fort, ehe er zurückkehrte. Diese selbstgewählte Einsamkeit, in der er sich wohl fühlte, wurde von Zeit zu Zeit vom Besuch einer Freundin unterbrochen, einem goldhaarigen Kind von 20 Lenzen. Sie hieß Elisabeth, sprach aber das „S“ wie „Z“ aus und hatte auch sonst mehr Amerikanisches in ihrem Wesen. Diesen strahlenden Heimatsgruß erwartete er heute abend.

Da, wie er sich eben an seinen Schreibtisch setzen wollte, fiel seinem Raubvogelauge ein winziger Fleck auf dem dunkelroten Perser auf. Der große Mann beugte sich bis zur Erde. Er hatte sich nicht getäuscht. Der kleine, grau-weiße Fleck bestand aus zertretener Zigarettenasche.

Johnsons rechte Hand glitt liebkosend über die Tasche, in der der Broning steckte... In seiner Wohnung war jemand gewesen, ein Mann. Daß die alte Frau Kaschke einen Fremden oder selbst einen Bekannten in seiner Abwesenheit einließ, daran war gar nicht zu denken. Johnson erhob sich ging an den Schalter neben der Bibliothek, dessen Umdrehung die ganze Wohnung mit einemmal erhellte, und trat nochmals die Wanderung durch das Haus an. Auch diesmal ohne Resultat. Geld hatte Johnson nicht im Hause. Er bezahlte nur aus seinem Scheckbuch, und wenn man ihm dieses etwa hätte stehlen wollen, so konnte der Dieb nichts damit anfangen. Er besaß jetzt schon die volle Ueberzeugung, daß er das Opfer eines Verbrechens werden sollte, das nicht so sehr seiner Person, als dem Bankhause galt, in dem er tätig war.

Ein anderer als Nataniel oder, wie ihn seine Freunde nannten, Natty Johnson hätte nun die Polizei angerufen oder irgendwelche Hilfe geholt, wäre auf keinen Fall allein in der Wohnung geblieben. Er jedoch dachte nicht daran, sein Heim zu verlassen.

Er wurde abgelenkt durch das Läuten an der Wohnungstür, ging ohne Zagen hinaus, öffnete, die Hand in der Tasche am Browning, ebenso furchtlos seine Tür und ließ die bildhübsche Elisabeth ein, deren blaue Augen ihn zärtlich anstrahlten. Mit ihr zusammen deckte er den Abendbrottisch, und bald perlte der Sekt in den vergoldeten venetianischen Kelchen.

Das Mädchen hob lächelnd sein Glas. Seine prachtvollen weißen Zähne blitzten ihn an, aber noch mehr die verführerischen Augen, in deren tiefem Blau Goldfünkchen flirrten.

Johnson öffnete eben die dritte Flasche und riß einen neuen Kasten Zigaretten auf, da kam es ihm vor, als lauschte Elisabeth nach draußen. Sein Gehirn registrierte diese Beobachtung ohne jedes äußere Anzeichen. Sein Benehmen veränderte sich auch nicht. Er stand lächelnd auf und holte von einem kleinen Tischchen eine Ananas, die dort aufgeschnitten in der Kristallschale stand. Ueber dem Tischchen hing ein leicht schräg gestellter großer Fassettenspiegel, und während er hinüberging, sah er in diesem Spiegel, wie Elisabeth in ihrer schmalen weißen Hand ein kleines Fläschchen hielt, das sie mit einer Sicherheit, die auf Uebung schließen ließ, in sein Sektglas leerte.

Er kam mit der Ananas zurück, bot Elisabeth auf vergoldeter Gabel eine Scheibe, an, sagte als sie hineinbeißen wollte:

„Nein, weißt du, darauf muß du drei Tropfen Angostura träufeln: das ist das Letzte und Höchste, was man genießen kann.. Du weißt doch, nebenan in meinem Arbeitszimmer im Likörschrank. Bringe auch gleich den Chartreuse mit... ja, es ist echter, ich trinke keinen anderen.“

Elisabeth erhob sich. Sobald sie das Zimmer verlassen hatte, goß er sein Glas in den Sektkühler und füllte es geschickt und geräuschlos von neuem. Er trank in demselben Augenblick den letzten Tropfen, als Elisabeth wieder ins Zimmer trat. Und sah ihr deutlich den Triumph an, daß ihr Spiel nun gewonnen war.

Sie küßte ihn, und da lächelten beide. Aber jeder aus einem anderen Grunde. Und mit einem Male sank sein Kopf ein bißchen vornüber, er fuhr wieder empor, sprach ein paar Worte, wobei seine Zunge lallte, nickte abermals hin und her und riß sich noch einmal empor, bis das Gewicht vornüber sank, der große Körper in sich zusammenfiel und die Betäubung so vollkommen schien, daß Elisabeth ihm noch einen Nasenstüber versetzte und hell lachend in die Hände klatschte — das Zeichen für ihren Helfershelfer, da jetzt die Bahn frei sei.

Johnson beobachtete aus halbgeschlossenen Lidern von unten herauf die Szene. Seine rechte Hand hing wieder gelähmt in die Jackettasche hinein. Er atmete tief und unregelmäßig, wie ein mit Kodein Betäubter. Da er die Wirkungen dieses Giftes genau kannte, fiel es ihm nicht schwer, das Bild eines mit Kodein Vergifteten deutlich zu machen. Aber jetzt trat aus dem hinter dem Eßzimmer liegenden Salon ein schlanker Mensch mit verlebten Zügen, elegant angezogen und nach seinem Wesen und seinen Händen von besserer Herkunft. Der nahm Elisabeth in den Arm, küßte sie ohne Zärtlichkeit, während sie ihn mit ihrer Leidenschaft erdrücken wollte.

„Hast du gut gemacht, Sabet... Hätte ich auch nicht besser machen können... Wie lange wird er schlafen?“ — „Der ist morgen abend noch nicht wach!“

Sie ging an Johnson heran und gab ihm eine ganz handliche Backpfeife. Da machte sich der Bankprokurist den Spaß und ließ seinen Kiefer herunterklappen, so daß er mit seinen großen Hauern und dem offenen Gebiß wie ein riesiger Menschenaffe aussah.

„Hu“, machte das Mädchen. — „Hat er die Schlüssel bei sich?“ fragte der Mann. — Schon holte sie die Schlüssel aus seiner Tasche.

„Also die Bank soll ausgeräubert werden,“ dachte Johnson, „daß dieser Ehrenmann dabei auf den Wächter stößt, scheint ihn nicht zu irritieren. Kalkuliere, er hat auch sein Schießeisen in der Tasche.. möchte bloß wissen, wo der infame Kerl gesteckt hat, daß ich ihn nicht gefunden habe vorhin?“

Und als erriete der Verbrecher seine Gedanken, wandte er sich an die Blonde: „Zweimal hat der Trottel die Wohnung durchsucht. Daß ich in dem großen Wäschekorb sitzen könnte, in der Mädchenkammer, auf die Idee ist er nicht gekommen!“

Die beiden ließen sich jetzt am Eßtisch nieder, tranken eine Flasche Sekt, rauchten die köstlichen Zigaretten. Als sie das Speisezimmer verließen, wandte sich der Gauner, den sie „Frank“ nannte, zu dem Mädchen und meinte:

„Eigentlich könnten wir die Bude ein bißchen anzünden!“

Und auf ihre entsetzte Bewegung, lachend: „Ich denke ja nicht dran! Dann merkt es die Polizei doch heute nacht schon!“ Sie gingen auf den Korridor hinaus, und erst, als sie an der Wohnungstür waren, sagte auf einmal eine freundliche Stimme hinter ihnen: „Hände hoch, oder ich schieße!“

Die beiden erstarrten. Sie hatten noch nicht einmal den Körper herumgedreht, nur ihre Gesichter staunten entsetzt Natty Johnson an. Der ließ sie vor sich hergehen aus dem Gartentor die eine Straße und die andere hinauf bis zum Polizeibüro. Einmal wollte Frank etwas schneller werden, da pfiff ihm ein Geschoß dicht am Kopfe vorüber, und er verlangsamte wieder seine Schritte. Der Polizeikommissar, der die beiden übernahm, sagte: „Wissen Sie, Herr Johnson, so müßten uns alle Verbrecher eingeliefert werden!“

# Das Ehrenmal

Von Paul Weymar.

Schlaff hing die Frau in den Armen der beiden Männer, die sie über den Kiesweg des Vorgartens auf das graue Haus zu führten. Nur manchmal bäumte sich ihr Körper zuckend auf, wie ein gefangener Fisch im Netz. Dann krallte Pierre Duval seine kleine, weißfleischige Hand fester in ihren Unterarm und sagte mit einer sanften Baßstimme, die er aus der vollen Wölbung seines dicken Bauches hervorzuholen schien: „Ruhig, Madame Clarisse, ruhig, ganz ruhig bleiben!“ Und dabei warf er Dr. Scholvin, der an ihrer anderen Seite ging, einen bedeutungsvollen Blick zu, den dieser mit einem Achselzucken quittierte.

Der Diener öffnete auf das Klingelzeichen sofort und führte sie, ohne zu fragen, in das Ordinationszimmer rechts von der Diele. Es war ein saalartiger Raum von großer Tiefe, so daß nur der vordere Teil Licht erhielt, während der Hintergrund in einer sanften braunen Dämmerung verschwammen.

„Melden Sie mich bitte Herrn Professor Piccard“, sagte Pierre Duval — nachdem sie die Frau in einen Sessel gebettet hatten — und fügte, als der Diener mit der Karte durch die Flurtür verschwinden wollte, schnell hinzu: „Ich möchte vor der Konsultation einen Augenblick privatim sprechen.“

Sie stiegen eine breite Barocktreppe hinauf. Oben öffnete der Diener eine Tür und schloß sie hinter Duval geräuschlos. Pierre Duval stand in einer langen Galerie, deren Wände bis unter die Decke mit Bücherregalen gefüllt waren. Fünf große Bogenfenster gaben ein mattgelbes, durch breite Stores gedämpftes Licht. Am anderen Ende des Saales, hinter einem riesigen Schreibtisch, stand klein und geduckt Simon Piccard. Sein mächtiger Schädel mit der wuchtigen Stirn über dem hageren Asketengesicht war tief in das magere, verkrümmte Körperchen hineingepreßt. Er stand, die Hände auf die Schreibtischplatte gestützt und sah wortlos aus kleinen, grauen Augen dem Ankömm-



**Die Neu-Einstudierung des „Oedipus“**
kam am 4. Januar im Berliner Staatlichen Schauspielhaus zur Aufführung. — Von links: Frau von Mendelssohn, Kortner (als Oedipus), Lotte Lenia.

ling entgegen. Duval verbeugte sich. Er hatte ein peinliches Gefühl von Unsicherheit, als er über die breite Parkettfläche auf den Schreibtisch zusteuerte. „Theater", dachte er erbost und begann, um seine Verlegenheit zu bemänteln, schon während des Gehens zu sprechen. „Verzeihung, Herr Professor, daß ich die Ruhe Ihres Tusculums zu stören wage, zumal am Sonntag..." Simon Piccard schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung die Rede ab, wies auf einen Stuhl. „Zur Sache, wenn ich bitten darf", sagte er mit einer leisen, etwas belegten Stimme, als sie saßen.

Duval war pikiert. „Wir feiern, wie Sie wissen werden," berichtete er mit einer trockenen Sachlichkeit, die ihm sonst fremd war, „heute in der Stadt die Einweihung des Krieger-Ehrenmals. Bei dieser Gelegenheit hat sich ein außerordentlich peinlicher Zwischenfall ereignet. Frau Bellandou — die Witwe eines Freundes von mir — ist während der Rede des Bürgermeisters auf den Denkmalssockel gesprungen und hat von dort aus die Festversammlung in unglaublicher Weise beschimpft. Nicht genug damit, ist sie auch gegen General Boudrioz tätlich geworden. Darauf verfiel sie in einen Weinkrampf. Ich habe sie in meinem Wagen hierher gebracht. Ich hoffe, verehrter Herr Professor.."

Piccard unterbrach ihn: „Was hat sie gesagt?"

Duval, aus dem Konzept gebracht, erwiderte stotternd: „Sie hat unsere glorreiche Armee beschimpft, mit Ausdrücken — oh, mit Ausdrücken —" er zog den Mund zusammen, als ob seine Zähne plötzlich bitter geworden wären, — „und General Boudrioz hat sie einen — Mörder genannt."

Simon Piccard runzelte nachdenklich die Stirn. „Glauben Sie," fragte er, scharf akzentuierend, „daß politische Einflüsse..."

Duval fiel ihm ins Wort: „Ausgeschlossen, Herr Professor, ganz ausgeschlossen! Mein Freund Hauptmann Bellandou war streng konservativ. Nein, nein — es ist nur möglich, daß die Erinnerung an den Krieg plötzlich ihren Verstand getrübt hat. Sie hat 14 ihren Mann und 18 ihren einzigen Sohn verloren..."

Unter diesen Umständen, fuhr er nach kurzer Pause fort und legte seine Hand vertraulich auf Piccards Arm, wäre es vielleicht das beste, wenn wir sie für längere Zeit in einem Sanatorium unterbrächten. Denn bei der Intoleranz der hiesigen Bevölkerung in patriotischen Dingen ist sie sonst unmöglich — vielleicht auch wirtschaftlich ruiniert. Ich habe nämlich," fügte er erklärend hinzu, „eine Kapitalisierung von Frau Bellandous Rente durchgesetzt — und damit hat sie in der Stadt ein Pensionat eröffnet. Heute, bei den Zeiten..."

Piccard unterbrach ihn wieder: „Sie würden wohl die Kosten eines Kuraufenthaltes übernehmen?"

Duval scheuerte die plötzlich feucht gewordenen Händen an den Knien. „Gewiß," flüsterte er stockend, „für 14 Tage bis drei Wochen — gewiß."

Piccards kleine graue Augen stachen mit förmlicher Wollust in diese verlegene Fettmasse hinein. „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Duval," sagte er, und dem Abgeordneten schien es, als habe er ihm dabei ironisch angeblinzelt. Dann stand Piccard auf. „Wir wollen hinuntergehen", bemerkte er schroff und schlich mit seinem verkrümmten Rücken zur Tür. „Boshaft, wie alle Krüppel", dachte der Abgeordnete, und dieser Gedanke verschaffte ihm eine gewisse Genugtuung.

Dr Scholvin hatte den Sessel so gerückt, daß die volle Nachmittagssonne die Kranke ins Gesicht traf. Sie saß regungslos, mit geschlossenen Augen, nur ihre schmalen Finger spielten nervös auf der Lehne des Stuhles. Doktor Scholvin beobachtete sie angestrengt. Als die Tür sich jetzt öffnete, ging er den beiden auf Zehenspitzen entgegen, was bei seiner massigen Gestalt seltsam und grotesk wirkte. Duval stellte vor:

„Ausgesprochen asthenischer Typ, Symptome für Schizophrenie" raunte Dr. Scholvin Piccard zu. Sein blonder Bart zitterte vor Eifer und Erregung, dem Psychiater zu beweisen, daß auch er...

Piccard dankte mit einem Kopfnicken. „Es wäre das beste, wenn die Herren mich mit der Patientin allein ließen," sagte er laut. Die beiden sahen sich verdutzt an und verabschiedeten sich dann kurz und förmlich.

Frau Bellandou hockte während der ganzen Unterhaltung teilnahmslos in ihrem Stuhl. Piccard ging auf sie zu, rührte sie an der Schulter. Sie blickte zu ihm auf. Ihre Augen waren groß und sanft, die braune Iris schwamm in bläulicher Weiße. „Augen eines gequälten Tieres" dachte er.

„Madame," sagte er sanft, „das Licht wird Ihnen wehetun.." Er stützte sie beim Aufstehen — sie war einen Kopf größer als er — und führte sie behutsam zu einem Sessel im Hintergrunde des Zimmers. Dort nahm er ihr gegenüber Platz. Sie schwiegen.

Simon Piccard umfaßte die Frau mit scharfem, prüfendem Blick. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, wodurch ihre Gestalt erbarmungswürdig mager wirkte. Ihre feinen Gelenke verrieten Rasse. Der Kopf schien fast zu groß für den zarten Körper. Sie hatte eine schmale, hohe Stirn, von schwerem, schwarzem Haar überschattet, ihre Nase sprang weit vor, der Mund war kräftig und sinnlich. Nur das schwach entwickelte Kinn verriet Mangel an vitaler Energie und ließ, zusammen mit der Mundpartie, auf einen zur Träumerei neigenden, passiven Charakter schließen. Hier, in der matten Beleuchtung, die die Furchen und Runzeln ihres Gesichtes wegnahm, wirkte sie beinahe schön.

„Können Sie mir," fragte er vorsichtig tastend weiter, „etwas über die Vorgänge am Denkmal erzählen?"

Sie senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Madame", sagte Simon Piccard, und seine Stimme duckte sich geschmeidig wie ein Tier zum Sprunge, „wir sitzen uns hier als Arzt und Patient gegenüber. Ich habe das Recht und die Pflicht. Sie über alles zu fragen, was auf Ihren Zustand Bezug hat. Und ich könnte sie, um meinen Fragen Gewicht zu verleihen, darauf hinweisen, daß von Ihren Antworten sehr viel für Sie abhängt, vielleicht Leben oder Tod. Denn das Leben hinter diesen Mauern ist kein Leben mehr. Aber —" seine Stimme wurde hell und hart, „ich pfeife auf diese Macht, ich verzichte darauf. Sie können gehen, in dieser Sekunde noch gehen, wenn es Ihnen beliebt." „Nein," fuhr er gedämpfter fort, „wir wollen nicht als Arzt und Patient miteinander reden, wir wollen vergessen, daß es da draußn Gesetze gibt, die die Schranken der Macht zwischen Mensch und Mensch aufrichten".

Sie senkte den Kopf tiefer. Wieder entstand eine lange Pause.

„Sie haben Ihren Mann sehr lieb gehabt?" tastete Piccard behutsam weiter.

„Ich bin ihm immer eine gute Frau gewesen", erwiderte sie zögernd.

Simon Piccard fühlte, daß er der Krise nahe war. Er witterte ihr Nahen mit dem furchtbaren, untrüglichen Instinkt, mit dem der Schweißhund die frische Fährte der weidwunden Beute aufnimmt.

„Wo ist Ihr Sohn gefallen?" fragte er, und seine Stimme bebte vor nervöser Erregung wie eine überspannte Saite.

Sie sprang vom Stuhl auf: „Nein", schrie sie, nein... Sie sollen ihn mir nicht nehmen... Sie nicht und Boudrioz nicht... Keiner... keiner! Er ist mein Kind — und er bleibt mein Kind — und wenn Ihr ihn tausendmal in den Dreck tretet..."

„Madame," sagte Piccard weich, „ich habe noch nie jemanden gerichtet, denn ich glaube zu tief an die absolute Autonomie des menschlichen Gewissens..."

Sie sah ihn verständnislos aus leeren Augen an.

„Wann hat Boudrioz mit Ihnen gesprochen?" forschte er weiter.

„Vor einem Vierteljahr." Sie antwortete mechanisch, und ebenso mechanisch sprach sie unter der stummen Frage seiner Blicke weiter. „Er kam zu mir als Vorsitzender des Denkmalausschusses. Frau Bellandou — sagte er — glauben Sie einem alten Soldaten... es ist der schwerste Gang meines Lebens. Wir haben alle geschwiegen, im Gedanken an Ihren Mann, der ein tapferer Mann und ein prachtvoller Offizier war. Aber die Ehre unserer teuren Toten verlangt, daß ich sprech. Madame — sagte er — der Name Ihres Sohnes darf nicht mit auf dem Sockel unseres Ehrenmales stehen, unter denen, die ihr Leben fürs Vaterland gelassen haben. Denn er war ein Verräter. Er hat sich geweigert, die Waffen gegen die Feinde Frankreichs zu tragen. Ich habe ihn zu retten versucht, habe ihn kommen lassen, ihm ins Gewissen geredet — umsonst! Er hat den Geist der Empörung unter seinen Kameraden verbreitet. Am 19. September, früh um 5 Uhr, haben wir ihn drei andere auf dem Kirchhof von Arras erschossen. Ich selbst habe das Todesurteil unterzeichnet. Mir hat das Herz dabei geblutet — sagte er — den Sohn eines solchen Mannes so enden zu sehen, aber das Vaterland fordert dies Opfer. Frau Bellandou — sagte er — um Ihres Mannes willen habe ich Ihnen damals schreiben lassen, daß Thomas Henry bei einem Fliegerangriff auf das Depot gefallen sei. Jetzt durfte ich nicht mehr schweigen. Die Ehre unserer Toten zwingt mich, zu reden. Seien Sie stark, Frau Bellandou — sagte er, „und um Ihres Mannes willen, der als Held sein Leben für sein Vaterland ließ, vergessen Sie, daß Sie einen solchen Sohn hatten.

Er gab mir die Hand — und ich gab sie ihm — und habe ihm die Treppe hinuntergeleuchtet — dem Mörder meines Sohnes."

Sie schwieg erschöpft. „Nein, nein," schrie sie plötzlich wieder auf, „ich kann ihn nicht vergessen... mein Tommy... er war so gut... 18 war er.. nur mich hatte er lieb... keinen Menschen sonst. Ich habe alle seine Briefe wieder hervorgesucht. „Mutter", schrieb er das letzte Mal aus dem Felde, „wir haben einen Sturmangriff gemacht. Ich habe einen Menschen getötet. Gott vergebe uns allen unsere Schuld..." Ach ich habe ihn nicht verstanden, damals. — Ich war so froh, als er wieder aus der Front zurückgenommen wurde und ins Depot kam... Nein, ich kann ihn nicht vergessen... Jede Nacht sehe ich ihn wieder... und dann führen sie ihn hinaus... an die graue Mauer .. mein Tommy..."

Sie kippte vornüber, schlug mit der Stirn schwer auf die Lehne des Sessels und stöhnte wie ein zu Tode getroffenes Tier.

Simon Piccard stand auf. „Madame", sagte er, und seine Stimme schwang voll und mächtig durch den Raum, wie eine Glocke. „Ich wäre stolz, wenn ich einen solchen Sohn gehabt hätte."

Ihr Stöhnen setzte jählings aus. Und dann ging es plötzlich in ein Weinen über, das helle, hohe gelöste Weinen eines Kindes.

# Menschenliebe

**Zu den beliebtesten modernen polnischen Schriftstellern gehört Kornel Makuszinski. Von seiner leichten Art, mit der er selbst gewagte Themata behandelt, sei unsern Lesern hier eine Probe gegeben.**

Eine schöne Frau, ähnlich einer Orchidee, die beim teuersten Schneider arbeiten läßt, eine schöne Frau, mit goldigem Schimmer in den Augen, nur mit etwas zu dicken Beinen, eine schöne Frau, immer in wunderbaren Gewändern, nur mit zerrissenem Unterrock, aber immer in herrlicher Unterwäsche, diese schöne Frau hat einen Ehemann, seit drei Jahren, und verschiedene Geliebte, seit vier Jahren.

Die schöne Frau hat jetzt wieder einen Geliebten. Ein Geliebter ist für eine Frau durchaus notwendig. Das ist kein Widerspruch: Wenn Marynia Polaniecka geliebt worden wäre, dann würde die polnische Geschichte viel amüsanter sein, als sie in Wirklichkeit ist, aber Marynia verliebte sich in die polnischen Frösche. Die Einrichtung mit den Geliebten wurde gesetzmäßg, aber wann, ist unbekannt, und bis jetzt hat es noch keiner erraten.

Eine Frau kann ganz anständig sein, aber einen Geliebten muß sie haben. Mag er ein Idiot im höchsten Grade sein, sie wird ihn in seiner Wohnung besuchen. Warum? Nun, die hat einen Geliebten, die hat einen, und ich sollte leer ausgehen? Der raucht Zigaretten, der ist Morphinist und einer geknechteten Frau sollte es nicht erlaubt sein, das gruselige Gefühl kennen zu lernen, das man hat, wenn man sich vor dem Hausmeister verstecken muß, das Gefühl, das man hat, wenn man in einer ganz fest verschlossenen Droschke fahren oder in einer Konditorei oder Kirche warten muß? Und das Gefühl, das man bei einer Flucht über die Hintertreppe hat, das sollte man nicht auch haben? Das ist die Seele, die Poesie der weiblichen Romantik, dann spricht sie: O, was muß eine Frau erleben, keinen Kummer bedeutet ihr das Sterben.

Und wenn sie auf die Straße geht, dann tuscheln die Leute: Da ist die, die einen Geliebten hat. Stolz hebt sie dann das Kleid bis in Brusthöhe, daß alle alles sehen können, ausgenommen natürlich — der Ehemann.

Die Frauen verlieben sich meist in Dichter und Offiziere. Später in alles, was auf der Welt ist. Es braucht auch nicht notwendigerweise ein Dichter zu sein, er muß nur eine gestreifte Halsbinde tragen: „Was muß er für eine Seele haben, wenn er solche Krawatte trägt" — sagt sie.

Aber es gibt auch Frauen, welche keinen Geliebten haben. Das klingt widersinnig und ich wollte das zuerst auch nicht glauben, aber mein Freund behauptete es. Er wurde später verrückt. Uebertriebene Vertrauensseligkeit ist schon eine gewisse Geisteskrankheit.

Aber diese schöne Frau hatte einen Geliebten.

Für Geld?

Gott bewahre. Ihr Mann hatte Vermögen.

Verliebte sie sich in einen Dichter?

Torheit: Eine schöne Frau hat gern weiße Wäsche bei ihrem Geliebten.

Erträumte sie ihr Ideal? Das wäre etwas Neues. Eine schöne Frau gibt sich nicht hin für Süßigkeiten oder Blumen und ihr Ideal ist keineswegs ein goldenes Armband mit Rubinen.

War er schön? Gar nicht. Wage es niemand, zu behaupten, daß Männerschönheit einer Frau imponiert, das wäre sehr gering gedacht von ihr: Eine Frau fordert Muskeln.

Deswegen gehen die wirklich großen Frauen zu Zigeunern und Goralen.

War er ein Ritter, oder gar ein König?

Die Frauen stoßen die bürgerliche Gesellschaft nicht vor den Kopf, o nein: Seiltänzer, König, Bischof, alles ist eins.

Wer fragt danach, in wen sich die Frau verliebt? Das Weib selbst vermag diese Frage nicht zu beantworten.

Also die schöne Frau liebte. Liebte, bis zum Wahnsinn.

Es begab sich nun eines Tages, daß ihr Mann sie in der Umarmung eines achtzehnjährigen Menschen fand, der für sie und für das Abiturientenexamen schwärmte.

Jesus Maria, schrie der Mann.

Der junge Mensch verbeugte sich nachlässig und verschwand.

Beleidigt.

Das ist dein Geliebter?

Die schöne Frau hatte die Würde einer beleidigten Königin.

Bist du verrückt?

Nein, ich weiß was ich tue.

Und das war dein Geliebter? Ja.

Der Ehemann, wie alle Ehemänner, kannte die Feinheiten der weiblichen Natur nicht. Er verfiel nicht in Tollwut, er schoß nicht, aber er wurde neugierig.

Meine Teure, ich bitte Dich nur um eins...

Töte mich. Er war mein Geliebter.

Darum handelt es sich nicht, sage mir nur das Eine...

Frage.

Meine Liebe... wenn schon nicht ich, so gab es doch hundert andere. Du hattest doch die Auswahl...

Die schöne Frau wich zwei Schritte zurück, wie eine Panterkatze sah sie ihn an. Du.. Du.. Vieh!

Was ist?

Ich wiederhole: Du bist ein Vieh. Nimm Dich in Acht, ich dulde keine Beleidigungen.

Der Ehemann, wie die Männer immer, fing an, ruhig zu werden. Denn er war zwar auf einen Geliebten vorbereitet, nur nicht auf einen solchen.

Aber nicht doch — sprach er ruhig, fast heiter — ich wollte dich ja nicht beleidigen. Aber sage mir bloß, wie kamst du darauf, dich einem solchen Rotzjungen hinzugeben. Weib? Bist du verrückt, das ist ja noch ein Kand.

Grade deswegen tat ichs.

Wie? Ich verstehe nicht.

Die schöne Frau hatte in den Augen zwei Tränen und zwei Blitze.

Gerade deshalb tat ich es, deshalb, w e i l es ein Kind ist. Ich tat es, weil es mir das G e w i s s e n befahl.

W a s ?



**D r Innenhof der Plassenburg bei Kulmbach**

Die Plassenburg war 1398—1603 Residenz der Hohenzollernschen Markgrafen von Kulmbach, gehörte 1791 bis 1806 zu Preußen, wurde dann von den Franzosen eingenommen und 1807 geschleift. Ausgebaut wurde sie 1559—1569 von Alberlin Tretsch und Blasius Bernwart.

Das Gewissen.

Setz dich, meine Liebe, das fängt an, interessant zu werden.

Ich werde stehen bleiben, bemitleide mich bitte nicht.

Also was befahl dir dein Gewissen?

Die junge Frau zog jetzt ein stärkeres Register.

Ja... Du bist brutal, um mich zu verstehen. Ich gab mich ihm hin, um ihn zu retten. Dieses Kind kennt nicht das Leben und seine Häßlichkeiten... Und die Häßlichkeit würde ihn verschlungen haben... Hörst du, die Häßlichkeit würde ihn verschlungen haben...

Schrei nicht so... ich verstehe auch so...

Nicht wahr, du verstehst gar nichts. Ich wollte ihn retten, vor dem, was auch die schönste Jugend zugrunde richtet: Vor der käuflichen Liebe.

Aha! — schrie der Mann, nahm einen Stuhl und schlug ihr den Schädel ein und richtete damit ein unerhörtes Unrecht an.

Daß so ein Ehemann auch gar keine Gründe versteht!!

Armes, schönes Weib! Ein Tier versteht nichts von Menschenliebe. Und dabei hatte die Frau einen Geliebten, sogar mehrmals, nur aus strahlender, reiner ehrlichster Menschenliebe.

Armes, schönes Weib. Uebertragen von Dr. Bloch.

# Der Rücktritt Ben Lindseys

### Ein Schöpfer neuer Jugendgerichte.

In der Gestalt des Jugendrichters Ben Lindsey verkörpert sich das Heldentum einer Persönlichkeit, die in dem Kampfe der sittlichen Freiheit gegen den Zwang konventioneller Moral das soziale Gewissen Amerikas und der europäischen Welt auf das intensivste aufgerüttelt hat. Ben Lindsey, als „sittlicher Dynamo" einmal von dem Kongreß der Vereinigten Staaten gekennzeichnet, ist Schöpfer des Jugendgerichts in Denver in Kolorado. Das Wesen dieses Jugendgerichts ist es, alle Jugendlichen außerhalb eines ordentlichen öffentlichen Kriminalverfahrens zu stellen und durch persönliche pädagogische Maßnahmen den jungen Menschen zu helfen, sie unter Umständen dauernd zu leiten, nicht aber zu bestrafen.

Lindsey übernimmt eine Grundeinsicht der modernen Psychologie des jugendlichen Menschen darin, daß er das Eigenrecht des Kindes gegenüber dem des Erwachsenen anerkennt. Der Staat, der Kinder wie Erwachsene behandelt, ihnen zwar kein Recht auf eigene staatspolitische Maßnahmen zugesteht, sie aber gleich reifen Männern ins Gefängnis steckt, verfährt nicht nur grausam und ungerecht gegen diese, sondern auch zuletzt gegen sich selbst. „Ich denke," sagt Lindsey, „wenn die Welt besser um die Gedanken und Beweggründe der Jugend wüßte, wie natürlich und arglos, wie naiv sie ist, wie heilig in ihrer ungekünstelten Ehrlichkeit und Einfachheit, selbst wenn sie höchst unklug ist, würde die Gesellschaft ihre Gesundheit wiederfinden." Die erste Tat Lindseys war darum die Abschaffung des Gefängnisses für die Jugendlichen. In persönlichem eingehenden Gespräch suchte er das Vertrauen der Kinder zu gewinnen und vermochte die einen soweit moralisch zu kräftigen, daß sie selbst von sich aus die rechte Bahn beschreiten konnten, die anderen, welche der Beaufsichtigung bedurften, schickte er in die Fürsorgeanstalt, wohin sie alle auf Aufforderung des Richters ohne jede Begleitung freiwillig, im guten Kinderglauben an „Little Ben" gingen.

So entstanden nach dem Beispiel Denvers in ganz Kolorado jene Jugendgerichte, die, durch keinerlei politische Machenschaften zerstörbar, ihrem Urheber die Dankbarkeit der gerecht empfindenden Menschheit sichert.

### Sittlichkeit im Kampf mit der Sitte.

Aber Lindseys Jugendfürsorge ging weit über das Maß bloßer Jugendgerichtsbarkeit hinaus. Zu Tausenden wendeten sich junge Menschen an Lindsey und baten, in allen den Fällen, in denen sie sich gegen die herrschende Sitte — besonders auch auf geschlechtlichem Gebiete — vergangen hatten, um Rat. So hatte der Jugendgerichtshof in den Jahren 1920 und 1921 allein mit 769 Mädchen im Alter von 14 bis 17 Jahren wegen sittlicher Verfehlungen zu tun. Und in fast allen Fällen war es Lindsey gelungen, den jungen Menschen zu helfen. Oft vermochte er die Eltern zu überzeugen, daß gerade in solchen Zeiten der inneren Nöte sie ihren Kindern den Beweis wahrer Liebe zu geben hätten. Wo ihm dies nicht gelang, half er eben ohne deren Unterstützung, ja in manchen Fällen auch gegen deren Willen. „Ich bin zuerst für die Kinder," sagt Lindsey, „denn ich bin zuerst für die Gemeinschaft. Die Kinder von heute sind die Gemeinschaft von morgen. Ich verlange, daß die Gemeinschaft vorher durch Erziehung richtig leitet und nicht nachher verfolgt, wenn der Schaden getan ist, verfolgt mit einer Grausamkeit, die zur Verzweiflung, ja zum Morde treibt." Wenn Ben Lindsey in jedem Falle für die Mutter als einem „heiligen Kanal des Lebens" Ehrfurcht fordert, so bedeutet das keineswegs, wie seine Gegner ihm oft zugeschoben haben, daß er die Institution der Ehe angreift. Für ihn ist die Ehe, allerdings nur, wenn sie nicht auf unerträglichem Zwang, sondern auf seelischer Freiheit basiert, eine notwendige Einrichtung der Gesellschaft. Was er hingegen nicht müde wird zu fordern, ist Gerechtigkeit für alle ungeborenen Kinder, von denen eine Unzahl vor ihrer Geburt durch Mord und nachher mit Schande bedroht wird.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Ben Lindsey, durch 30 Jahre von den „konventionellen Barbaren" mit allen Machtmitteln verfolgt, äußerlich unterliegen mußte. Ende 1927 wurde Lindsey gezwungen, sein Richteramt abzugeben, nicht ohne vorher sein Werk am Kinde und an der Menschheit durch einen Akt seelischer Größe zu besiegeln.

### Die Akten sind vor Mißbrauch sicher.

Während seiner 30jährigen Richtertätigkeit nahm Richter Lindsey eine Anzahl Protokolle — Aussagen einiger tausend Mädchen — aus dem ganzen Reiche Kolorado auf. Man hatte schon, während Lindsey im Amte war, wiederholt versucht, die im vollen Vertrauen auf die Verschwiegenheit Lindseys gegebenen schriftlichen Aussagen zu rauben; es waren hauptsächlich Diebe gewesen, die diese Akten zu Erpressungen aller Art verwenden wollten. Nunmehr aber mit dem Abgange Lindseys wurde diese Gefahr ganz besonders drohend. Unter allen Umständen mußte ein solches Unglück verhütet werden. Als er daher sein Richteramt niederlegte, nahm er die Protokolle, zirka 5000 an der Zahl, mit sich. Die Staatsanwaltschaft forderte unter Androhung von Strafe und Gewalt die Akten zurück. In diesem Konflikt zwischen äußerem Recht und innerer Gerechtigkeit entschloß sich Lindsey, der Gefährdung seiner eigenen Person nicht achtend, diese Protokolle aus der Welt zu schaffen, indem er sie verbrannte. An dem lodernden Scheiterhaufen sprach Ben Lindsey folgende Worte: „Ihr, arme Mädchen, die ihr einst das Geheimnis eurer Erniedrigung mir anvertraut habt, ihr könnt ruhig sein: seht, euer Geheimnis bleibt bei mir, sicher aufbewahrt. Jene Bösen, die eure Aussagen für das Gericht oder für die Oeffentlichkeit verwerten wollen, bekommen nun gar nichts in die Hände, bloß diesen Haufen einer grauen, formlosen Aschenmenge."

Dieser zugleich reale und symbolische Akt bezeichnet den vorläufigen Abschluß einer Wirksamkeit, deren sittliches Pathos die konventionellen Erfordernisse der Gesellschaft überdauern wird.



**„Om mani padme hûm"**

(zu Deutsch: „Oh, du heiliges Kleinod im Lotos! Amen!") ist der Film betitelt, der die Forschungsreise des deutschen Asienforschers Dr. Filchner durch die Gebirgsländer Tibets im Bildstreifen festgehalten hat. Die Einwohner, namentlich die tibetanischen Priester, begegneten dem Kurbelapparat mit größtem Mißtrauen. Besonders schwierig gestalteten sich die Aufnahmen der berühmten tibetanischen Klostertänze (im Bilde), die vielfach Aehnlichkeit mit den mittelalterlichen Mysterienspielen des Abendlandes haben.

# Verwahrlost

Von Alexander Jakowleff.

Sjomka hatte den Sommer über in der Herberge „Zum Windblatt" gewohnt. So nannten die Verwahrlosten der großen russischen Städte die verwilderten Büschel hoher Steppengräser und Windblätter im verödeten Garten des Fabrikanten Bykoff. In dichten Büschen wucherten sie längs des halbverfaulten, von Schimmelpilzen bedeckten, morschen Zaunes, — einem Tropenwalde gleich, mit mächtigen breiten Blättern. Selbst während der heftigen sommerlichen Regengüsse war hier gut ein Nachtlager aufzuschlagen. In einer Vertiefung zwischen zwei Abhängen hatte Sjomka sein Lager bereitet aus Heu, Laub, einer alten Steppdecke, die er noch im Frühjahr in Nagibowka vom Zaune gestohlen hatte, wo sie zum Trocknen hingehängt war. Wieviel Halbnackte mochte die Herberge zum Windblatt bereits gesehen haben? Sie kommen — sind begeistert.

„Oho, welche Räumlichkeiten! Und die Polizei?"

„Nicht ein einziges Mal hiergewesen."

„Also bleiben wir."

Doch nach einer Woche — man hatte sich kaum eingewöhnt — so verschwand man.

Wohin?

„In die Falle gegangen. Hat in eine Tasche gegriffen — ist mißglückt."

Sjomka allein war ständiger Bewohner der Herberge zum Windblatt.

Die lastende Stadt lärmte und paukte Tag und Nacht jenseits des Zaunes. Doch in der Herberge war es immer still. Sachte nur säuselte die Ulme, Sjomka zu Häupten. Aber wenn es regnete und stürmte, war der Garten voll eintönigen Rauschens. Die großen Blätter wanden sich im Winde und kehrten ihre graue Rückseite zu oberst. Dann wurde Sjomka jämmerlich zumute.

Gegen Mitte des Sommers begann die Ulme ihre Blätter abzuwerfen. Gelb und runzlich fielen sie auf Sjomkas Lagerstatt. Tag um Tag wurden ihrer mehr. Durch dürre Aeste blickte des Himmels Blau. Und als eintönige Herbsttage sich einstellten, war die Ulme völlig entblättert. Böse tobte der Herbstwind durchs Gezweig, grollend wie ein enteigneter Adelsherr.

Feucht und kalt war's in der Herberge und an der Zeit, sich nach neuer Unterkunft umzutun. Die Halbnackten schlossen sich zu Trupps zusammen — zu vieren und fünfen, gingen irgendwohin. Nach Odessa, in die Krim, wo es immer warm sein sollte und man schon was zum Essen finden würde.

Auch Sjomka sollte mitgehen.

„Gehst mit?"

„Nein, ich gehe nicht."

In dieser Stadt, die groß war, bunt und beschwerlich, hatte sich Sjomka bereits an manches angepaßt. Und wenn ihm das blinde Glück nicht untreu wurde, verstand er es, sich vor dem Polizisten verbergend, in irgendeiner entlegenen Querstraße zu betteln, zu lügen, um ein Almosen von den Passanten zu erwirken.

„Onkelchen, habe weder Vater, noch Mutter! Hab seit drei Tagen nichts gegessen! Gebt mir doch einen Kopeken!"

„Ach, du Dickhäuter, bleib nur hier, wirst schon vor Hunger krepieren!"

„Werd' nicht krepieren!" — dachte Sjomka, denn er hatte bereits ein neues Versteck ausfindig gemacht, in das er für den Winter aus der Windblattherberge zu übersiedeln gedachte.

An der Ecke der Medowaja stand eine große hölzerne Litfaßsäule. Als Sjomka eines Tages Reklamezettel abgerissen hatte, um sich eine Zigarette zu drehen, hatte er durch eine Ritze hindurch die Entdeckung gemacht, daß das Innere der Säule geräumig und trocken war. Hastig sah er sich um, ob nicht ein Polizist in Sehweite war, löste ein Brett am Fuße der Säule, schaute hinein — das Winterquartier war gefunden.

An diesem Abend kam er spät heim, hungrig und böse. Den ganzen Tag über war eisiges Schneegekörn vom Himmel gefallen, knisterte unter den Füßen. Der Wind blies durch die Kleider, kribbelte über den ganzen Körper hin. Ohne Furcht wegen Bettelei geschlagen zu werden, „ölte" Sjomka auf der menschenreichsten Straße. Trotzdem gingen die Leute an ihm vorüber mit hochgezogenen Kragen, die Mützen über die Augen gestülpt.

Sjomka zitterte. Zitterte so sehr, daß die Zähne klapperten. Mit starren Händen hob er das Brett empor, um in die Säule zu kriechen. Da — ein plötzlicher Stoß ins Gesicht, dazu ein Zischen:

„Wohin!!!"

Bestürzt schnellte Sjomka zurück. Stand einen Augenblick, schaute umher. Was war das? Ein paar kräftige Arme streckten sich aus der Säule hervor, zogen das fortgerückte Brett an seinen Platz zurück. Sjomka beugte sich vor.

„Das ist mein Platz! Wie, zum Teufel, kommst du drauf, da hineinzukriechen?" — sagte er halblaut und ärgerlich.

„Wer' dir's zeigen — dein! Mach weg. Sonst sollst was erleben. Werd' dir den Buckel vollhauen, daß bis zum Sommer genug hast!"

„Mein Platz ist das" — sagte Sjomka nun laut..." Und die Steppdecke gehört mir und das Heu und die Zeitungen. Laß mich hinein!"

Er hockte nieder auf die Absätze und faßte das Ende des Brettes. Da sagte eine gedämpfte Stimme aus der Säule:

„Weg da! Trägst wohl Verlangen nach der roten Kravatte?"

Und dumpf murrte eine Frauenstimme:

„Verwünschter Teufel! Gehst oder nicht? Scher dich sofort deines Weges eh du was abbekommen hast."

„Geh" — wiederholte die Männerstimme.

Sjomka erhob sich, trat einen Schritt zurück und hieb aus aller Kraft mit dem Stiefel gegen die Säule.

„Luder! Hast dort eine Dirne, und ich kann hier frieren!" Hart schlug's gegen die Säule, krachend flog das Brett zurück und in der dunkeln Oeffnung erschien der verwischte Farbfleck eines Gesichtes. Sjomka nahm sich nicht Zeit festzustellen, wer der Säule entstieg; er rannte die Straße hinab.

Aus der Ferne nahm er wahr, daß niemand der Säule entstiegen war. Die Straße war leer. Die Laternen flackerten im Winde. In schrägen Streifen durchschnitten die Schneekörner die Luft. Die Fenster der nahgelegenen Häuser starrten kalt finster. Sjomkas Unterlippe bebte. Er war dem Weinen nahe. Doch hielt er an sich. Stand eine Weile da, kehrte dann langsam zur Anschlagsäule zurück.

Das Brett befand sich an seinem Platze. In der Säule war's still. Vielleicht waren sie fortgegangen? Da vernahm er einen dumpfen Schlag gegen das Brett. Wie von einem Ellenbogen oder einem Stiefel. Sie waren da. Wut packte ihn.

„Ah — ach! Ihr, Luder, ich will euch zeigen!"

Er stürzte fort. Hastig mit den Absätzen aufstampfend, rannte er in den Garten zur Windblattherberge. Der Wind heulte durch die leeren Gassen. In Strahlen rieselte körniger Schnee über das Pflaster. Sjomka kehrte zurück, den Arm voll Papier, Blättern, Zweigen. Sachte legte er alles vor der Säule nieder. Dort, wo das Brett sich fortrücken ließ. Papier und Blätter raschelten im Winde. In Umschau und Eile hielt Sjomka Blätter und Papier mit den Knien fest und zog hastig Streichhölzer hervor.

„So kräh, Hähnchen!"

Hin lief das Feuer an den gefrorenen Zeitungen, um zu verlöschen. Vorsichtig reibend, entzündete Sjomka ein zweites Streichholz. Das Papier geriet in Brand. Wieder stieß jemand mit Ellenbogen oder Stiefeln gegen die Säule. Auf Zehenspitzen rannte Sjomka gegen den Zaun. Vom Winde geschürt, lief das Feuer am Papier entlang, an Blättern und Zweigen, — eine gelbliche Flamme leckte an den Brettern der Anschlagsäule. So rasch ihn die Füße trugen, rannte Sjomka davon.

(Aus dem Russischen übertragen von Sascha Rosenthal.)

# Zwei Minuten Lachen

### Lachen vor Gericht.

Moritz Löwenthal aus Krotoschin steht vor Gericht als Angeklagter. Er soll sich wegen eines kleinen Vergehens verantworten.

Der Gerichtsvorsitzende versucht wie üblich die Personalien des Beklagten festzustellen:

„Sie heißen?"

„Moritzche Löwenthal!"

„Wo sind Sie geboren?"

„Nu, wo werd ich geboren sein? In Krotoschin!"

„Welche Religion?"

„Se werden lachen, Herr Vorsitzender, und wenn Se platzen, Herr Vorsitzender, katholisch."

*

### Hier ruht...

In Chicago gibt es auf einem neuangelegten Friedhof ein Erbbegräbnis mit fünf Bronzetäfelchen. Diese Bronzetäfelchen haben folgende Inschriften:

„Hier ruht Milly Pepp, John Bakers erste Frau."

„Hier ruht Anne Smith, John Bakers zweite Frau."

„Hier ruht Babe Samuels, John Bakers dritte Frau."

„Hier ruht Chaterine Cords, John Bakers vierte Frau."

„Hier ruht John Bakers endlich in Frieden!"

## Börsenkurse vom 12. 1. 1929

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Warschau . . . | 1 Dollar | amtlich | = | 8.91 zł |
| | | frei | = | 8.92 zł |
| Berlin . . . . | 100 zł | | = | 46.94 Rmk. |
| Kattowitz . . . | 100 Rmk. | | = | 2.2 90 zł |
| | 1 Dollar | | = | 8.91 zł |
| | 100 zł | | = | 46.97 Rmk. |

Der Zustand der geräumten Schule soll auf ihre Baufälligkeit geprüft werden. Die Schule 13 soll an Stelle des Gaslichtes elektrisches Licht erhalten. Des weiteren beschloß man den ständigen Posten eines Installationstechnikers und zur vorübergehenden Beschäftigung die Stelle eines Bautechnikers auszuschreiben. Für die Markthalle wird ein Zentraltemperaturmesser angeschafft. Die üblichen Anerkennungsgebühren bezüglich Ausübung des Gewerbes wurden in der bisherigen Höhe belassen. In das Altersheim sollen eine altersschwache Person, sowie drei Kinder einer Geisteskranken aufgenommen werden.

## Siemianowitz

**Der Gesangverein „Freie Sänger"** veranstaltet am Sonnabend, den 19. d. Mts., abends 7.30 Uhr, in den Räumen bei Geisler in Bittkow ein Faschingsvergnügen mit Maskenball in Form des „Zirkus Sarrasani". Der Verein war von jeher bemüht, seinen Mitgliedern, Freunden und Gönnern Erstklassiges zu bieten. Vorgesehen sind große Ueberraschungen sowie ein vorzügliches Orchester. Ohne Einladungskarte gibt es keinen Eintritt. Karten sind bei dem Vorsitzenden des Vereins erhältlich.

**Von der Schwimmhalle.** Die Renovierungs- und Umbauarbeiten in der alten Schwimmhalle nehmen einen schnellen Fortgang. Die Aufstockung, in welche die Wohnung des Bademeisters verlegt wird, ist beendet. Die Rohrleitungen und Wärmemaschinen müssen vollständig erneuert werden. Die Maurer- und Zimmerarbeiten sind im Wesentlichsten beendet. Die Gesamtmontierung dürfte im Frühjahr beendet sein, und die Halle dem öffentlichen Betrieb übergeben werden, da auch die Wintermonate hindurch gearbeitet wird. Die Halle ist größer als die Kattowitzer Badeanstalt und dürfte die dritte gedeckte Badegelegenheit in Polen sein. Außer Kattowitz hat nur noch Krakau eine gedeckte Schwimmanstalt. In Anbetracht der baldigen Fertigstellung bilden sich am Orte bereits Schwimmvereine. Die früheren Mitglieder des alten Schwimmklubs wollen ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Im Hüttengasthaus wurde am Sonntag, den 6. d. Mts., eine Sitzung abgehalten, wobei ein Damenschwimmklub gegründet wurde, welcher über 14 Jahre alte Mitglieder aufnimmt. Durch diese Badeanstalt wird einem sehnlichen Wunsche der 40.000 Einwohner zählenden Gemeinde entsprochen.

## Myslowitz

**Häuserbau.** In der Gemeinde Brzenzkowitz ging man im vergangenen Jahr daran, Neubauten von Wohnhäusern vorzunehmen. Es wurden auch einige soweit fertiggestellt, daß sie zum Teil bezogen werden konnten. Der Winter hat zur Einstellung der Bauarbeiten geführt, welche mit Beginn des Frühjahrs wieder in Angriff genommen werden. Insgesamt sind 15 Häuser mit ungefähr 50 Wohnungen im Laufe dieses Jahres fertigzustellen, was nicht wenig zur Behebung der Wohnungsnot daselbst beitragen wird. Desgleichen wird im kommenden Frühjahr die neue Chaussee an der Bahn, welche auch die neue Brzenzkowitzer Kolonie berühren wird, beendet worden.

**Ein Denkmalsprojekt.** Wie verlautet, befaßt man sich von bestimmter Seite mit dem Plan, an der ehemaligen Drei-Kaiserreichsecke bei Myslowitz ein symbolisches Denkmal der Verbrüderung dreier getrennter und sich daselbst berührender Landesteile zu errichten. Es soll ein Drei-Türme-Denkmal abgeben, von denen ein jeder auf dem ehemaligen Trennungsgebiet stehend dem anderen verbunden sein soll, und zwar durch Brücken. Wieweit sich dieser Plan in die Wirklichkeit umsetzen läßt, darüber wird nichts gesagt, weil ein derartig gigantisches Bauprojekt, wenn es noch so symbolisch und schön ist, viel Geld verschlucken müßte. Die Brückenverbindung des Kosciuszkoturmes (Bismarckturm), mit einem ähnlichen Bau auf ehemals österreichischem Gebiet ist denkbar, wogegen eine derartige Verbindung mit einem Turm auf ehemaligem russischen Gebiet auf gewisse Schwierigkeiten stoßen würde. Dies der Entfernung wegen und des Bahnstreckenhindernisses. Gleichzeitig soll auf dem freien Gelände zwischen den Drei-Türmen ein großer Tummelplatz errichtet werden, was allerdings zu begrüßen wäre, weil es in Myslowitz keinen derartigen gibt. Bevor es aber zu der Realisierung dieses Planes kommt, dürfte in der schwarzen, wie in der weißen Przemsa viel Wasser zur Weichsel hinterfließen.

**Raffinierter Raubüberfall am hellichten Tage.** Bei einer gewissen Familie auf der Bahnhofstraße in Myslowitz erschien vor einigen Tagen der Josef Kuchta aus der Wojewodschaft Kielce, welcher besuchsweise in Myslowitz weilte, um daselbst zu nächtigen. Gestern nachmittags sprachen bei diesem Kuchta zwei ihm unbekannte Männer vor, die ihm einen Wintermantel verkaufen wollten. Auf diese Weise lockten sie ihn nach Slupna hinaus in dem festen Glauben, daß K. eine größere Geldsumme bei sich führen würde. In der Nähe des Restaurants zur Drei-Kaiserreichs-Ecke kam ihnen eine Mannesperson entgegen, welche mit vorgehaltenem Revolver den K. zwang, sein ganzes Geld herauszugeben. Zur größten Enttäuschung der drei Komplizen waren es nur 45 Zloty, die ihnen so in die Hände fielen. Die Drei entfernten sich in Richtung Bismarckturm (Kosciuszkoturm). Es ist anzunehmen, daß die drei Banditen den Plan schon lange vorher raffiniert ausgedacht haben. K. erstattete beim Myslowitzer Polizeikommissariat Anzeige, welches sofort Schritte unternahm, um den drei unbekannten Verbrechern auf die Spur zu kommen.

## Pleß und Umgebung

### Aus der Geschichte der Stadt.

Bereits über 300 Jahre sind über Oberschlesien dahingezogen, seit die Ortschaft Nikolai von den Standesherren von Pleß die Rechte einer Stadt verliehen wurden. An die Spitze der Stadtverwaltung traten damals der Bürgermeister und 4 Ratsherren. Der Gebietsumfang der jungen Stadt und ihrer Einwohnerzahl waren in jener Zeit naturgemäß noch recht gering, noch nicht einmal 100 Seelen bevölkerten den kleinen Platz. Aber mit der Verleihung der Stadtrechte setzte eine rege Freizügigkeit ein und das Bild änderte sich bald durch eine weit über das erwartete Maß hinausgehende Zuwanderung, die jetzt ohne große Formalitäten vorsichgehen konnte. Es war daher kein Wunder, wenn Nikolai damals an Bedeutung wieder stark zunahm. Bereits im 13. Jahrhundert spielte der Platz im Plesser Lande eine führende Rolle. Im Jahre 1222 hatten die Nikolaier eine verhältnismäßig sehr starke Burg errichtet, in die als Kommandant der Burggraf von Nikolai seinen Einzug hielt. Diese Burg mit ihren festen Wällen und sonstigen Verteidigungseinrichtungen gewährte den Bewohnern des Ortes in den damaligen unruhigen Zeiten einen gewissen Schutz und Sicherheit und als feindliche Machthaber Nikolai mit ihren Belagerungsheeren umschlossen hielten, mußten sie erst unter sehr empfindlichen Verlusten die Burg stürmen, die von der Besatzung in tapferer Gegenwehr bis auf das letzte Häuflein Krieger verteidigt wurde. Aus Wut hierüber wurden die Befestigungsanlagen von den Siegern vor ihrem Abzuge gründlich zerstört. Als dann die Standesherrschaft Pleß im Jahre 1548 in die Hand der Edlen von Promnitz überging, kamen für die Stadt wieder glückliche Zeiten und damals schon wurde der Grund für die überaus günstige Entwicklung gelegt, die Nikolai heut zur größten und bedeutendsten Ortschaft des Kreises Pleß gemacht hat.

# Zunft der „Fremdgeschriebenen"

Einen Kampf auf Leben und Tod haben vor einigen Tagen zwei Organisationen gegeneinander in Berlin geführt, die sich beide eine „Zunft" nennen können. Die Berliner Verbrecherzunft, die mit Revolvern gegen die Zimmerleute vorging, hat sehr moderne, allzu moderne Sitten. Jahrhunderte alt sind dagegen die Gebräuche, die sich bis auf den heutigen Tag bei den Zimmerleuten erhalten haben; kein anderer Beruf hat es verstanden, seine Tradition so zu erhalten. Erstaunt betrachtet man in den größeren Städten die kräftigen, merkwürdig gekleideten jungen Burschen. Aus schwarzem Manchestersamt ist die Hose angefertigt, die unten breit ausläuft, ungeheure schwarze Filzhüte oder Zylinderhüte dienen als Kopfbedeckung, und ide weitausgeschnittene Weste schmücken große auffallende Knöpfe. Ein wichtiger Bestandteil der Kleider ist die „Ehrbarkeit", eine Art Halsbinde, die aus einem schmalen schwarzen Bändchen besteht. Sie wird nicht etwa um den Hals geschlungen, sondern durch den Hemdschluß gezogen und muß auf das weiße Hemd herabfallen. Einen Kragen darf ein zünftiger Zimmermann nicht tragen, ebenso muß er auf einen Schnurrbart verzichten.

Die letzten fahrenden Gesellen könnte man die „Fremdgeschriebenen" nennen, die zünftigen Zimmerleute, die auf Wanderschaft gehen. Wenn ein Zimmermannslehrling ausgelernt hat und die Welt sehen will, kann er sich nämlich bei der „Gesellenschaft und Brüderschaft der fremden Zimmergesellen" eintragen lassen, deren Hauptsitz in Bremen ist. Die „Fremden" halten alle drei Jahre einen von den Vorsitzenden der verschiedenen Gruppen, den Altgesellen und einem Teil der „ausgereiften" Gesellschaft besuchten „Kongreß" ab, auf dem neue Ordnungen und Bestimmungen beraten werden. Die Mitglieder der Verbände in den einzelnen Städten versammeln sich regelmäßig in dem sogenannten „Handwerkssaal", in dem die Zunftzeichen hängen. Bei einer solchen Versammlung der Berliner Zimmerleute ist ja auch der Kampf ausgebrochen. In jeder deutschen Stadt, in der sich sieben Fremdgeschriebene befinden, kann eine Brüderschaft gegründet werden oder, wie der Fachausdruck lautet, „das Buch aufgemacht" werden. Der Neuaufgenommene muß einen Doppelliter „Vertragbier" zum Besten geben; erst dann ist er ein „Geschriebener", der später ein gesticktes farbiges Band für die Gesellschaft stiften muß. Nach kurzer Zeit begibt sich der neue Geselle auf die Wanderfahrt; in ganz Deutschland, ja sogar in fremden Ländern, findet er Unterstützung bei den Ortsvereinen, bei denen er vorspricht. Drei Jahre soll er seiner Heimatstadt fernbleiben. Er darf diesen Ort bei besonderen Anlässen höchstens auf 24 Stunden aufsuchen; wenn er länger verweilen wollte, würden zwei „Altgesellen" ihn wieder zur Stadt hinausführen, weil die Tradition es so vorschreibt. Ein Zettel, der auf Pappe geklebt ist, bescheinigt dem wandernden Gesellen, daß er unterstützungsberechtigt ist, und diesen Zettel muß er bei jedem Ortsverein vorzeigen. Hat der Geselle aber in einer anderen Stadt Schulden hinterlassen, dann erhält er einen anderen Zettel, auf dem seine Sünden verzeichnet sind. Der „Berliner", so wird das Ränzel genannt, das er auf seinem Rücken trägt, und der „Stenz", der derbe Knotenstock, sind unentbehrliche Ausrüstungsgegenstände, und ein merkwürdiger uralter Brauch will es, daß der Zimmermann ein rotes Taschentuch über den „Berliner" breitet, bevor er an der Tür der zünftigen Zimmermannsherberge klopft. Ebenso muß er drei Knöpfe seines Rockes vorher schließen und seinen Stock mit einknöpfen, der dann oben und unten aus dem Rock hervorsieht. Dreimal muß er mit der Faust an die Tür pochen, und mancher kräftige Geselle soll dies schon so heftig getan haben, daß er dabei die Türfüllung einschlug. Dann tritt der Fremde ein, und nun entspinnt sich ein Dialog, der seit Jahrhunderten genau im Wortlaut festgelegt ist. Freie Uebernachtung und kostenloses Frühstück werden jedem Zünftigen gewährt; wenn die zuständige Gesellschaft über reichere Mittel verfügt, erhält er sogar noch ein Abendbrot. Wer aber in den Weihnachtstagen in der Zimmermannsherberge vorspricht, wird sogar drei Tage freigehalten. Erkrankt ein wandernder Zimmermann, so wird in der siebenten Woche eine Geldsammlung für ihn veranstaltet, bei der stets größere Beträge zusammenkommen.

Schon in der Lehrzeit wird dem zünftigen Zimmermann beigebracht, daß er eine Standesehre zu wahren hat. Selbst wenn ihm auf der Wanderschaft das Geld ausgegangen ist, darf er keine fremde Stadt betreten, wenn er keine Sohlen an den Schuhen hat. Mit Draht muß er die Reste seiner Fußbekleidung zusammenflechten, bis er die Herberge erreicht hat, und dort werden sie ihm auf Kosten der Ortsgesellschaft besohlt. Wenn sein Anzug auch noch so zerlumpt sein mag, stets muß er die vorgeschriebenen drei Knöpfe aufweisen, und nie darf ein wandernder Zimmermann ohne Hut erscheinen. Wenn nun ein solcher „Fremder" in einer Stadt Arbeit sucht, ist dieser Vorgang auch wieder mit besonderen Zeremonien verbunden, denn er darf nicht etwa einfach nach Beschäftigung fragen, er muß dreimal an die Tür des Meisters klopfen und dazu sprechen: „Mit Gunst und Erlaubnis, ist der ehrbare Meister zu sprechen?" Worauf ihm dieser antwortet: „Das ist löblich!" Nachdem der Stellungsuchende nochmals eine bestimmte Formel vorgetragen hat, erhält er entweder Arbeit oder, wenn der Meister ihn nicht beschäftigen kann, ein Geldgeschenk. Meist halten sich die abenteuerlustigen Gesellen nicht lange an einem Ort auf. Wenn nun ein Zünftiger die Stadt verläßt, geben ihm die anderen Kameraden das Geleite und singen dabei rührende, tränenselige Abschiedslieder. Von einer anderen Zeremonie weiß Eugen Weiß in „Der Entdeckung des Volkes der Zimmerleute" zu berichten. Wenn nämlich ein „Fremdgeschriebener" unterwegs stirbt, so schreiten dem Sarg einige Kameraden voran, die neue Aexte auf der Achsel tragen. Ihnen folgt ein Trupp in Hemdsärmeln, und all diese Leute tragen Winkeleisen, Hammer und Hobel, auf welche Zitronen gespießt sind. Dann erst kommt die Zunft, und jeder Teilnehmer trägt den vorgeschriebenen Zylinderhut. Jeder Zimmermann wirft später eine Scholle Erde auf den Sarg und spricht dazu: „Als Fremder bist du gereist, als Fremder bist du gestorben, als Fremder sollst du in fremder Erde begraben sein." Zuletzt werden die aufgespießten Zitronen in das offene Grab geworfen.

## Rybnik und Umgebung

*** Sühne für den Polizeibeamtenmord bei Lubom.** Am 3. Juli 1928 wurde bei Lubom die Leiche des Polizeiwachtmeisters Lesnik gefunden. Der Beamte war von Wilderern, die er im Walde auf frischer Tat ertappte, erschossen worden. Die als Wilddiebe bekannten Arbeiter Bugla und Burda aus Brzesie wurden, unter dem Verdacht, den Lesnik erschossen zu haben, verhaftet. Beide leugneten. Wie die Verhandlung von der Rybniker Strafkammer ergab, hat Bugla den tötlichen Schuß auf Lesnik abgefeuert. Die Strafkammer kam nach sorgfältiger Ermittelung zu dem Schluß, Bugla wegen vollendetem Totschlag zu 10 Jahren Zuchthaus und Burda wegen Wildern und unbefugtem Waffenbesitz zu sechs Wochen Gefängnis zu verurteilen.

## Bielitz und Umgebung

**Ein Unfall des Gen. Abgeordneten Reger.** Gen. Abgeordneter Thadäus Reger ist auf seiner Reise von Teschen nach Warschau beim Umsteigen aus dem Teschener Zuge auf dem Bahnhofe in Bielitz, als er über die Geleise ging, an einem Randstein gestolpert und gefallen. Er hat, obwohl er gleich einen Schmerz verspürte, diesem keine große Bedeutung beigemessen und pflichtbewußt wie er immer war und ist, hat er die Reise nach Warschau fortgesetzt. Erst nach der Ankunft in Warschau hat sich herausgestellt, daß eine Hand gebrochen ist und so muß Gen. Reger jetzt dort bis zur Heilung das Bett hüten. Wir wünschen ihm baldige Genesung. Hierbei können wir es nicht unterlassen auf die schlechte Bahnhofsanlage, wo die Reisenden über mehrere Geleise gehen müssen, um zum Anschlußzug zu gelangen, hinzuweisen und die Eisenbahnbehörden daran zu erinnern, daß es bei dem immer mehr steigenden Verkehr notwendig wäre an einen Umbau der Bahnhofsanlage zu denken und diesen durchzuführen, um die Reisenden vor jeder Gefahr zu schützen. Dasselbe gilt auch für den Bahnhof in Dziedzitz.

# Republik Polen

**Wilna.** (Der Kampf gegen die Wolfsplage.) Unter der Leitung des Wojewoden werden in den Gegenden, die von Wölfen bedroht sind, Treibjagden veranstaltet. Der harte Winter zwingt die Wölfe, sich den menschlichen Behausungen zu nähern. In verschiedenen Dörfern sind bereits zahlreiche Pferde und Schafe den Wölfen zum Opfer gefallen. An den Treibjagden wird auch Militär teilnehmen.

## Sportliches

### Sport am Sonntag.

Am kommenden Sonntag werden die Freien Turner Kattowitz mit dem Deutschen Handlungsgehilfenverband Kattowitz ein Freundschaftsspiel im Handball austragen. Für Interessenten teilen wir mit, daß das Spiel von 11—12 Uhr auf dem F. C.-Platz ausgetragen wird.

## Geschäftliches





**Ein neuer Raft=lli**

Wird Aman Ullah seine wackelnde Krone wieder ins Gleichgewicht bringen?

### Zum Staatsstreich in Jugoslawien:

# Politische Polizei in Belgrad

## Das Erlebnis eines deutschen Journalisten

**Alexanders Diktatur ist vorläufig Tatsache. Die politische Polizei wird alle Hände voll zu tun haben. Daß sie selbst unter normalen Umständen ihre Tätigkeit beinahe russisch ausübte, zeigt das folgende Belgrader Erlebnis eines Mitarbeiters des „Vorwärts".**

Im Anschluß an den Salzburger Juristentag im September fuhr ich nach Belgrad. Den Balkan kennen zu lernen, war seit langem mein Wunsch gewesen.

Mein erster Besuch in Belgrad galt dem führenden jugoslawischen Sozialisten Topalowitsch, den ich von früher her kannte. Ich traf ihn in einem Restaurant neben der Belgrader Arbeiterkammer. Er erzählte mir unter anderem, daß er den ganzen Morgen damit zugebracht habe, beim Ministerium sich für einen Genossen aus dem Banat zu verwenden, der, von der politischen Polizei als Kommunist verhaftet aus Jugoslawien ausgewiesen werden sollte. Ich erfuhr auch sonst manches Interessante über die jugoslawischen Verhältnisse und verabschiedete mich von Topalowitsch in der Absicht, mich nach kurzer Mittagsruhe im Hotel zu dem früheren Sozialrevolutionär Machin, dem Vorsitzenden der einzigen demokratischen russischen Emigrantenorganisation in Jugoslawien, „Semgor", zu begeben.

**Der Agent der politischen Polizei.**

Eben hatte ich im Hotel meinen Türschüssel in Empfang genommen und den Fahrstuhl betreten, als der Portier mir zurief, ein Herr wolle mich sprechen. Ich kehrte ins Vestibül zurück und stieß hier auf einen Mann, der mir einfach meinen Türschlüssel aus der Hand nahm, ihn dem Hotelangestellten übergab und mich aufforderte, ihm zur Polizei zu folgen. In der Hand hielt er meinen Paß. Es war ein lettländischer Auslandspaß, der eben erst in Berlin erneuert, keine polizeiliche Anmeldung aufwies. Ob ich nicht ebenso gut auch eine halbe Stunde später selbst den Weg in das Polizeipräsidium finden könnte? Eigentlich beabsichtigte ich vorher ein Mittagsschläfchen zu halten. Der Beamte setzte das übliche undurchdringliche Gesicht auf, das Agenten der politischen Polizei in der ganzen Welt kennzeichnet, und sagte kurz angebunden: „Sie müssen sofort mitkommen." An der Straßenecke vor dem Cafee des Hotels sollten wir auf irgend jemand warten — auf einen zweiten Polizeiagenten natürlich, der den anderen Eingang zum Hotel besetzt hielt. Die Zeit nutzte der Beamte für ein erstes Verhör: „Wozu sind Sie eigentlich hierhergekommen?" „Wozu? Zu meinem Vergnügen." „So, nur zu Ihrem Vergnügen? Wo haben Sie in Rußland gelebt?" — die Unterhaltung wurde in russischer Sprache geführt. „In Moskau." „Nur in Moskau?" „Ja. Aber sagen Sie, werden wir noch lange hier warten? Denn erstens wollte ich noch mein übliches Mittagsschläfchen halten, und zweitens sollte ich um 3 Uhr im „Sengor" sein. „Sie kommen noch zeitig genug." Der andere Beamte noch immer nicht. Mein Schutzgeist entfernte sich für einen Augenblick, kam zurück, und nun konnten wir den Weg zur politischen Polizei antreten.

**Frage- und Antwortspiel.**

„Kennen Sie Trotzki?" „Trotzki? Nein." „Ich meinte nur den im Ausland lebenden Schriftsteller Trotzki." „Nein, auch den kenne ich nicht." Nun begriff ich, was gespielt wurde — man hielt mich für einen Bolschewisten. Ob ich ledig sei, woher ich käme, ob ich lange hier zu bleiben gedenke, womit ich mich beschäftige, wen ich in Belgrad von Bekannten habe — all dem stand ich wohlwollend Antwort, erzählte, daß ich aus Salzburg käme, mir hier Gefängnis- und Gerichtswesen ansehen, das russische Emigrantenleben kennenlernen wolle, daß ich auch gute Empfehlungen mit hätte, seit Jahren in Berlin lebe usw, usw.

Mein Polizeimann taute allmählich auf, begann auch von sich Verschiedenes zu erzählen, u. a., daß er, von Hause aus Serbe in Saratow (Rußland) geboren, doch schon in jungen Jahren nach Belgrad zurückgekehrt sei — das war selbstredend geflunkert.

Als wir im Polizeipräsidium anlangten, waren wir eigentlich schon gute Freunde. „Einen Augenblick," sagte er, „sofort erstatte ich dem Chef der politischen Polizei Meldung. Ihr Paß erhält den Vermerk, und Sie können gehen." Aber im nächsten Augenblick kam er wieder, ganz unglücklich: der Chef sei schon fort, er würde ihn suchen, ich solle unterdessen warten. Die Uhr war ¾2. „Wie lange soll ich warten?" „Um drei wird der Chef hier sein." „Ueber eine Stunde? Geht es nicht früher?" „Sofort, ich laufe schon, vielleicht finde ich ihn auch früher."

**Ich muß warten.**

In einem ganz kleinen Raum, an dessen Tür ein verdächtig aussehender Beamter saß, las an einem Tisch ein Mann in einem Buche, auf einer Bank schlief ein anderer. Ich saß und dachte über meine Lage nach. Was sollte das alles bedeuten? Weshalb durfte ich nicht gehen und später den Chef der Polizei aufsuchen? War ich verhaftet? Ich bat, den diensttuenden Beamten sprechen zu dürfen. Er speiste eben zu Mittag. Ich wartete geduldig: ob er noch nicht mit seinem Mittagessen fertig sei? Endlich erschien er: „Ich möchte wissen, weshalb ich hier sitze?" Er könne nichts dafür, ich müsse auf den Chef der politischen Polizei warten. Ob ich verhaftet sei? In solchem Falle wünsche ich, den lettischen Generalkonsul anläuten zu dürfen. Dies könne er nicht erlauben; ich müsse eben warten. Während ich also wartete, erschien der Genosse, den ich am Morgen bei Topalowitsch gesehen hatte. Er teilte dem am Tisch sitzenden Manne mit, die Polizei würde ihn angeblich als Nichtjugoslawen auf Verfügung des Ministeriums über die Grenze abschieben. Nun wußte ich, daß es sich um den verhafteten Genossen handelte, von dem Topalowitsch mir am Morgen erzählt hatte. Bevor sein Abgesandter ging, sagte ich ihm mit Nachdruck: „Teilen Sie dem Genossen Topalowitsch für jeden Fall mit, daß Sie mich hier gesehen haben und ich nicht fort darf."

**Der Chef kommt noch immer nicht.**

Um ¾3 Uhr erschien der Gehilfe des Chefs. Ich merkte, daß ihm mein Paß hineingebracht wurde. „Nun werde ich wieder gehen dürfen," dachte ich. Als sich aber nichts rührte, bat ich, beim Gehilfen des Chefs angemeldet zu werden. Ich erhielt den Bescheid, er wolle mich nicht empfangen; ich solle auf den Chef selbst warten. Ich forderte energisch, den Vertreter sprechen zu dürfen. Schließlich durfte ich hinein. Am Schreibtisch saß ein junger Mensch im grauen Anzug mit undurchdringlichem Gesicht gleich einem buddhistischen Gott. „Sie wünschen?" fragte er mich auf Deutsch. Ich erklärte ihm, ich wolle meinen Paß haben und gehen dürfen. „Sie müssen auf den Chef warten." „Wann kommt der Chef?" „Um vier Uhr." „Also muß ich noch 1¼ Stunde warten?" „Ja." „Könnte ich nicht gehen und wiederkommen?" „Nein." „Also bin ich hier bei Ihnen verhaftet?" Achselzucken. „Gestatten Sie, daß ich den lettischen Generalkonsul anrufe?" Erneutes Achselzucken. „Es ist mir unverständlich, daß Sie einen Fremden, der Ihr Land besucht, derart behandeln." Schweigen. „Wenn Sie wüßten, mit wem Sie zu tun haben, würden Sie nicht zu derartigen Maßnahmen greifen."

Ich entnahm meiner Brieftasche meine Redaktionskarten, den Postausweis, daß ich berechtigt bin, in Deutschland dringende Pressegespräche zu führen, meine Mitgliedskarte vom „Reichsverband deutscher Presse", meine Reichstags-Berichterstatterkarte, eine Empfehlung deutscher amtlicher Behörden u. a. m. Der Gehilfe des Polizeichefs sah sich die Papiere der Reihe nach aufmerksam an. Ich saß währenddes im tiefen Ledersessel und machte meiner Empörung Luft. „Sollte etwa mein Paß bei Ihnen Zweifel über meine Person erweckt haben. Hier der Vermerk, daß ich seit 1921 in Berlin lebe. Weder ist der Paß gefälscht, noch bin ich kommunistischer Emissär."

**Es war nur ein Mißverständnis.**

Der Gehilfe des Chefs hatte unterdes alle Dokumente durchstudiert und war in tiefe Nachdenklichkeit versunken. „Sie können ruhig die Verantwortung übernehmen, mich zu entlassen," ermunterte ich ihn. Er griff zum Hörer, legte ihn zurück, stützte seinen Kopf in die Hand, sah sich noch einmal meine Papiere an, zog schließlich die Uhr und erklärte: „Jetzt ist die Uhr 5 Minuten vor drei. Um 4 Uhr müssen Sie wieder hier sein." „Gut, ich werde hier sein." Meine Papiere behielt er zurück.

Ich begab mich direkt zum Vorsitzenden des „Semgor", mit dem ich mich bereits von Salzburg aus in Verbindung gesetzt hatte, und wurde von ihm mit der üblichen russischen Freundlichkeit wie ein alter Bekannter begrüßt. „Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Heute abend findet bei uns anläßlich des russischen Professorenkongresses eine kleine Zusammenkunft statt. Der Direktor der politischen Abteilung des Ministeriums des Auswärtigen, Poliwanowitsch, erwartet Sie bereits und wird sich freuen, Sie bei dieser Gelegenheit persönlich kennenzulernen. Auch der Minister für Volksbildung wird anwesend sein." „Alles sehr schön, ich war aber eben erst verhaftet." „Nanu?"

Ich schilderte ihm den Hergang der ganzen Angelegenheit, er machte ein erstauntes Gesicht, läutete sofort Topalowitsch an, erzählte ihm die Sache wieder und versprach, sofort den Chef der politischen Polizei anzurufen und das Mißverständnis aufzuklären. Auch Topalowitsch wollte es tun.

Um 4 Uhr begab ich mich zum Polizeipräsidium und bat, mich dem Chef der politischen Polizei zu melden. Ich wurde aber nicht zu ihm, sondern zu seinem Gehilfen geführt. Hier erhielt ich meinen Paß mit dem entsprechenden Vermerk, auch meine Papiere wieder und konnte gehen. Der Chef der politischen Polizei, der so große Sehnsucht nach mir hatte, spürte nun nicht mehr das Bedürfnis, mich zu sehen. Auch kein Wort der Entschuldigung fand er, obgleich er nun wußte, mit wem er zu tun habe, und daß ich Mitglied des Reichsverbandes der deutschen Presse bin.

Dies mein stärkstes jugoslawisches Erlebnis. Nach langer Zeit hatte ich mich wieder einmal einer blinden und stupiden Gewalt gegenübergesehen. Auch die Erklärung dafür erhielt ich von einer gewissen Seite: in der Belgrader politischen Polizei haben verschiedene ehemalige Beamte der zaristischen Ochrana festen Fuß gefaßt. Nach der Proklamierung der Diktatur dürften diese Herren vollauf zu tun bekommen...

# Warum Tausendundeine Nacht?

Es war in einer kalten Winternacht vor etwa 200 Jahren, da pochten junge Leute an der Tür eines Pariser Hauses, und als auf ihr heftiges Gelärm hin ein Herr im Hemde sich am Fenster zeigte, riefen sie ihm zu: „Ah, Monsieur Galland, wenn Sie nicht schlafen, so erzählen Sie uns doch eine von diesen schönen Geschichten, die Sie so gut kennen!" Die Schattenseite des Ruhms! Die morgenländischen Märchen, die der französische Gelehrte Galland zum erstenmal übersetzt hatte, erregten damals ein solches Entzücken, daß man ihn sogar des Nachts um neue Erzählungen bat, und man fühlte sich dazu berechtigt durch die Ueberleitungsformel, mit der die Märchenerzählerin von ihrer Schwester aufgefordert wird: „Wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, mir eine von diesen schönen Geschichten zu erzählen, die du kennst." Um solchen peinlichen Aufforderungen fürderhin zu entgehen, ließ denn auch Galland in den späteren Bänden seiner Uebersetzung diese Formel vorsichtigerweise fort. Der Siegeszug, den die Märchen aus Tausendundeiner Nacht damals antraten, ist über die ganze Welt gegangen, und dieses umfangreiche orientalische Geschichtenbuch ist zur berühmtesten Märchensammlung der Weltliteratur geworden. Auch in Deutschland gibt es zahllose Ausgaben und viele Uebersetzungen, aber die erste vollständige Uebersetzung ins Deutsche ist erst jetzt vollendet worden. Es ist die bewunderungswürdige Leistung des Orientalisten Enno Littmann, der in neun Jahren dieses Werk von über 5000 Seiten in sechs Bänden im Insel-Verlag veröffentlicht hat. Littman gibt im Schlußband eine eingehende Darstellung der Entstehung und der Geschichte des Märchenbuches, die viele Rätsel löst und uns u. a. auch mitteilt, weshalb gerade tausendundeine Geschichte hier gesammelt wurden. Wir hören zum erstenmal von arabischen Schriftstellern im 10. Jahrhundert, daß damals zu Bagdad ein „Buch der tausend Nächle" bekannt war, das aus dem Persischen übersetzt war. Es ist nicht anzunehmen, daß die Zahl 100 ursprünglich wörtlich gemeint war. Für den einfachen Verstand ist schon 100 eine große Zahl, und „vor 100 Jahren" bedeutet daher bei orientalischen Geschichtsschreibern oft so viel wie „vor langer Zeit". Aber 1000 ist fast soviel wie „unzählbar". Der Titel sollte also zunächst bedeuten, daß eine ganze Unmenge von Geschichten hier vereinigt war. Warum aber 1001 Nacht? Diese Ziffer kam auf, als seit dem 11. Jahrhundert die Länder des islamischen Orients unter türkischen Einfluß gerieten. Im Türkischen sagt man „bin bir", d. h. 1001 für eine große Anzahl. So gibt es in Kleinasien eine Ruinenstätte, die „1001 Kirche" heißt und in Konstantinopel einen Ort, der „1001 Fäule" genannt wird; tatsächlich finden sich dort aber weder so viel Kirchen noch so viel Säulen. Auch die Furcht vor der runden Zahl, die im Orient verbreitet ist, kam hinzu, und so nannte man die Sammlung das „Buch der 1001 Nächte", und als man später die Zahl wörtlich nahm, mußten auch so viele Erzählungen darin vereinigt werden.

Diese endgültige Zusammenstellung des Werkes hat einen großen Zeitraum in Anspruch genommen. Die ursprünglich aus Indien stammende Rahmenerzählung von dem grausamen König und der klugen Wesirstochter wurde in Persien zu einem „Buch der 1000 Abenteuer" ausgestaltet, um 950 ins Arabische übersetzt, und dann wurden Stoffe aus Indien, Persien, Mesopotamien, Syrien, Arabien, Aegypten in arabischer Sprache vereinigt und mit einem islamischen Firnis bedeckt. Diese Form der Vereinigung verschiedenartigster Elemente läßt sich noch heute in der Ungleichheit des Erzählungsstils erkennen. Es gibt Geschichten, die mit größter Kunst vorgetragen werden, und andere, deren einfache Prosa sich der Sprache des täglichen Lebens nähert. Die große sprachliche Schönheit mancher Geschichten zeigt sich in der Verwendung der überaus künstlichen Reimprosa und in der Einstreuung zahlloser Gedichte, deren Zahl etwa 1250 beträgt. Auch die Geschichten selbst gehören den mannigfachsten Gattungen an. Der eigenartigste Zauber geht von den Märchen aus, deren Pracht und Glanz sprichwörtlich geworden ist. Daneben aber finden sich hier größere Romane, ritterliche und bürgerliche, abgerundete Novellen, Liebesgeschichten, deren schwärmerischer Grundzug jene Haltung der arabischen Liebespoesie verrät, die Heine in dem Gedicht von den „Asra" verherrlicht hat, „welche sterben, wenn sie lieben". Im bunten Durcheinander trifft man auf derbe Schelme und auf Kriminalgeschichten, die besonders in Aegypten heimisch waren, auf ernste Sagen und Legenden, auf lehrhafte Geschichte und Humoresken, auf Erzählungen von Seefahrern und kleine Anekdoten. Dadurch aber ist dieses Buch einzig in seiner Art, „daß es ein ungeschminktes Bild des muslimisch-arabischen Mittelalters in seiner ganz. Vielseitigkeit bietet, u. in ihm ziehen die Motive der Volkserzählungen aus vielen Ländern und vielen Zeiten an unseren Augen vorüber, da die islamische Kultur eine Fortsetzung und Zusammenfassung vieler anderer Kulturen ist".

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr oap., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.



**Der königliche D ktator vor seinen Truppen**

König Alexander von Jugoslawien schreitet, von seinem Ministerpräsidenten General Zimkowitsch gefolgt, die Front der Paradetruppe der hauptstädtischen Garnison ab.

# Freigewerkschaftliche Rundschau



**Wieder fleißige Arbeit auf den Hamburger Werften**

Nachdem der mehrwöchige Werftarbeiterstreik in Hamburg durch einen Schiedsspruch beigelegt worden war, ist die Arbeit dieser Tage in allen Betrieben wieder aufgenommen worden. — Das Bild zeigt den Arbeitsbeginn auf einer Werft am ersten Morgen nach dem Streik.

## Nach dem Streik der Straßenbahner

Uns wird geschrieben:

Bestimmt hat dieser Streik eine große Erregung bei dem reisenden Publikum hervorgerufen, da ein großer Teil die Verhältnisse bei der Schlesischen Kleinbahn nur von der Seite der teuren Fahrpreise kennt; weniger ist das Publikum darüber informiert, daß das Fahrpersonal, welches für das Leben und Gut der einzelnen Fahrgäste verantwortlich ist, trotz der hohen Fahrpreise am miserabelsten im gesamten Industriebezirk entlohnt wird.

Eine weitere Erregung war festzustellen: In den behördlichen Kreisen hat der Straßenbahnerstreik, wenn auch die Gesamtzahl der Arbeitnehmer nur 500 betrug, den Beweis erbracht, daß im gesamten Industriegebiet durch die Arbeitsniederlegung ein gewisses Durcheinander im Wirtschaftsverkehr entstanden war.

Welche Aufregung bei der Direktion selbst vorhanden war, konnte an der Nervosität der einzelnen führenden Beamten festgestellt werden, die unter Drohung der Entlassung die Angestellten zum Bedienen der Straßenbahnwagen zwangen. Weiter beim Flottmachen von Straßenweichen selbst Hand anlegten und schließlich sich der unkultiviertesten Mittel bedienten, um Streikbrecher für die eventuelle Flottmachung der Strecke zu werben. Mit Schnaps und Bier wurden streikende Straßenbahner traktiert, und dabei wurde ihnen die Zusage abverlangt, daß sie den Streikenden in den Rücken fallen. (Das alles von Beamten der Gesellschaft.)

Einer der besten Beweise, daß in der Direktion das größte Durcheinander während des Streiks herrschte, ist darin zu sehen, daß man schon am zweiten Tage mittels Plakaten, die Entlassung des gesamten Personals ankündigte. Nachdem dieses rechtswidrige Vorgehen der Direktion klar gemacht worden ist, hatte diese noch vor Ablauf des dritten Tages erneut den Aushang gebracht und damit bewiesen, daß über die Rechtslage des Streikes sich die Direktion mit Rücksicht auf das feste Zusammenhalten der Straßenbahner selbst nicht mehr klar war.

Einzig und allein hatten die Streikenden das Recht auf dieser Seite, sie beschlossen einstimmig und standen wie ein Mann im Bewußtsein für ihre Interessen zusammen. Ob der Streik zu früh oder zu spät einzusetzen ist, sagt keine Verordnung, weil die Streikfreiheit in dem Augenblick, wo der eine oder der andere Teil den Schiedsspruch ablehnte, gesetzlich verankert ist. Dem Streikbeschluß vom 29. 12. v. Js., ist bereits ein Beschluß am 28. 12. nach der Schlichtungsausschußtagung vorangegangen u. am 29. Dezember v. Js. dem Herrn Kommissar als Regierungsvertreter zur Kenntnis gegeben worden. Da der Schiedsspruch als solcher vom Gesichtspunkte der Behörden aus, gefällt worden ist und nicht dem augenblicklichen Standpunkt der Verhältnisse entsprach, war für die Straßenbahner nur der Ausweg vorhanden, ihre Position entsprechend dem Stande zu verbessern und in den Streik zu treten.

Von der so einheitlichen Streikstimmung hatte sich auch der Herr Kommissar, welcher an der Belegschaftsversammlung in Bismarckhütte teilgenommen hat, überzeugen müssen. Der Herr Kommissar hat selbst angezeigt, daß er im Augenblick des Weiterstreiks keine Möglichkeit zur Weiterverhandlung habe und deshalb nur der direkte Weg mit der Direktion übrig bliebe. Selbst diese Drohung hatte den Beschluß nicht ändern können.

Bezeichnend war allerdings die Wendung am nächstfolgendem Tage, Freitag, den 4. Dezember v. Js., wo man mit bestimmten Leuten zu Verständigungsverhandlungen geschritten ist. Diese Verständigungsverhandlungen haben die Straßenbahner um einige Prozente Mehrverdienst gebracht. (Natürlich auch mit Hilfe der wenigen Streikbrecher.) Man hatte da statt vier Prozent bis 8 Prozent proponiert, was auch letzten Endes dazu geführt hat, daß die Nachmittagsversammlung mit Unterstützung des Verhaltens bestimmter Vermittler und Streikbrecher den Streik aufzugeben beschloß. Die darauf geführten endgültigen Verhandlungen am Montag, den 7. 12. v. Js., hatten jedoch auch diese Zusage verlassen und in der Spitze nur 7 Prozent gebracht. Abgesehen von einigen Punkten im Manteltarif, die jedoch keine Zusage der Direktion, sondern Vermittlungsvorschläge des Kommissars bedeuten.

Zusammengefaßt soll hier betont werden, daß der Streik große Vorteile für die Arbeiterschaft zeigte, nur einigen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß er vorzeitig abgebrochen worden ist und dadurch die Straßenbahner um eine höhere Zulage gebracht hat. Ruhe scheint bei der Straßenbahngesellschaft absolut durch die letzte Regelung nicht einzutreten, im Gegenteil, die Stimmung wird für die künftigen Kämpfe viel mehr geschärft sein und das nur ausschließlich durch einseitiges Verhalten bestimmter Richtungen zugunsten der Direktion.

Die Arbeiter bei der Kleinbahn werden daraus die beste Lehre ziehen und werden ihre bis heute getätigte Geduld von sich werfen, werden sich reorganisieren, um leichter ihre Kämpfe führen zu können. Das Kriegsbeil ist nur verscharrt und nicht beerdigt, denn man kann es jederzeit von neuem zur Hand nehmen.

**Ein Straßenbahner.**

## Was die „Zachodnia" und der „Robotnik Slonski" vom Streik der Straßenbahner wissen

In der Nummer 4 vom 4. d. Mts. der „Polska Zachodnia" und des „Robotnik Slonski" vom 5. d. Mts. wird veröffentlicht, daß der Vertreter des D. M. V., Herr Buchwald, an der Vermittlungsverhandlung nicht teilgenommen hat. Dort wird der Vorwurf erhoben, als wenn eine bestimmte Absicht nud das zur weiteren Streikführung durch Buchwald vorgelegen hat.

Da es mir bekannt ist, daß diese Information von der Sitzung beim Herrn Demobilmachungskommissar herauskam und der Herr Demobilmachungskommissar in ähnlicher Form des Wortlautes an der Sitzung die Feststellung machte, sehe ich mich veranlaßt, Folgendes richtig zu stellen: Am Mittwoch, den 2. d. Mts., erklärte der Herr Kommissar telephonisch dem Unterzeichneten, daß er mit der Aktion nichts mehr zu tun hat und einzig und allein die direkte Verhandlung mit der Direktion übrig bliebe, da die Straßenbahner den Beschluß gefaßt haben, weiter zu streiken. Nach einer derartigen Information war es für mich, wie es auch für jeden Gewerkschaftsführer sein müßte, die Pflicht, den Streik im vollen Umfange ordnungsgemäß ohne Zwischenfälle vorerst weiter zu führen, um später auf Verlangen der Direktion mit dieser zu verhandeln. Wenn tagsdarauf Verhandlungen beim Kommissar stattfanden, so war dies für mich eine Ueberraschung, weil ich mir hier nur erklären könnte, daß eine dritte Person die Vermittlung des Herrn Kommissars angerufen haben mußte. Wenn vom Deutschen Metallarbeiterverband niemand daran teilnahm, so liegt es ausschließlich an der Unklarheit, mit welcher man bei der Einladung am fraglichen Tage operierte. Man hatte wohl das Sekretariat des Verbandes vormittags angeläutet, jedoch nichts von der Sitzung am Nachmittag gesprochen. Auch hat man unter der Nummer 1620 in Katowice, „Polnischer Zentralverband", keine Einladung an Buchwald hinterlassen. Genau in derselben Form hat man unter Nummer 170 von der Einladung Buchwalds zur Sitzung nichts geäußert. Erst nachmittags um 2½ Uhr, wo Buchwald sich noch in Katowice befand, wurde im Sekretariat Königshütte vom Herrn Demobilmachungskommissar die Sitzung nachmittags um 1½ Uhr angegeben. Das Verhalten zeigt also, daß eine gewisse Einseitigkeit von den Einzelnen, die die Einladung zu besorgen hatten, vorgeherrscht hat; denn auch der Afabund hätte keine Einladung erhalten, wenn nicht die Direktion den Afabund vom Stattfinden der Konferenz benachrichtigt hätte. Die Artikel vom Straßenbahnerstreik in der „Zachodnia" und „Robotnik Slonski" zeigen also, daß man hier besonders den Deutschen Metallarbeiter gegen die Straßenbahner auszuspielen gedenkt. Das dürfte durch diese Richtigstellung sich zu einem Gegenteil gewendet haben, denn das Straßenbahnpersonal weiß die Korrektheit einer Organisation, wie sie der Deutsche Metallarbeiterverband bei diesem Streik gezeigt hat, auch voll und ganz zu würdigen.

K. Buchwald,
Gewerkschaftssekretär und Sejmabgeordneter.

## Bilanz

Wenn das Resultat des nunmehr durch den Schiedsspruch des Innenministers Severing abgeschlossenen Kampfes in der Eisenindustrie Nordwest-Deutschlands von internationalen Gesichtspunkten aus beurteilt werden muß, so hat man sich vor allem zu fragen, wie sich die Beendigung des Konfliktes auf die Stellungnahme zum Schlichtungswesen auswirkt. Die Frage des obligatorischen Schiedsgerichts oder eines obligatorischen Schlichtungsverfahrens ohne Verbindlicherklärung ist ein Problem, mit dem gerade zur Zeit die verschiedensten Länder in Sinne einer Einführung resp. Revision oder Abschaffung in hohem Maße beschäftigt sind. Deshalb muß es auch die Gewerkschaftsbewegungen der verschiedenen Länder interessieren, welches die Schlußfolgerungen der obersten Instanzen der deutschen Bewegung in dieser Hinsicht sind. Hat die in einem solchen Ausmaße nie dagewesene Feuerprobe des Mitbestimmungsrechtes des Staates bei Wirtschaftsproblemen, die über den Rahmen einer einzelnen Industrie hinausreichen und das Wohl des ganzen Landes berühren, die Ansicht von der Notwendigkeit und damit der Stärkung der Autorität des Staates auf diesem Gebiete gestärkt oder geschwächt? Hat die Gewerkschaftsbewegung nach den bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen ein Interesse an einer solchen Stärkung oder ist sie in ihrem Verantwortungsgefühl der Allgemeinheit gegenüber so enttäuscht worden, daß sie in Zukunft den Standpunkt der Rücksichtslosigkeit und Verantwortungslosigkeit der Unternehmer einzunehmen hat?

Die „Gewerkschaftszeitung" (G.-Ztg.), das Zentralorgan der deutschen Gewerkschaftsbewegung, gibt auf diese Fragen eindeutige Antworten. Nach gründlicher Prüfung der Voraussetzungen, der Durchführung und der Beendigung des Konfliktes wird abschließend festgestellt, daß die Unternehmer die Aussperrung wegen der mit dem behördlichen Schiedsspruch verbundenen materiellen Belastung einleiteten und ihr ferneres Ziel vor allem darin bestand, „durch die Anwendung von Gewalt die Frage des Schlichtungsrechtes in ihrem Sinne zu lösen", d. h. es zu zerstören. In beiden Fällen haben die Unternehmer nach Ansicht der G.-Ztg. ihr Ziel nicht erreicht. In bezug auf die Rolle des Staates und die Gewaltanwendung gegen das Schlichtungswesen, die international hauptsächlich wichtig sind und mehr interessieren als die materiellen Bedingungen, unter denen der Kampf abgeschlossen wurde, heißt es u. a.: „Die Aussperrung war der treffendste Beweis für die Notwendigkeit des Rechts der Staatsgewalt, durch eigene Organe maßgebend an der Regelung der Arbeitsbedingungen teilzunehmen". Auch die im Zusammenhang mit dem Konflikt und seinem Abschluß geführte, öffentliche Diskussion über das Schlichtungswesen bewegte sich im Sinne dieser Erkenntnis. Selbst ein authentischer Vertreter der Ansichten des Unternehmertums kam dabei zum Schluß, daß man auch die Verbindlicherklärung nicht werde entbehren können. Denn: „Der Staat kann in den großen Wirtschaftskämpfen nicht einfach beiseitestehen und sagen: Zerschlagt euch die Köpfe... Wir wollen keinen Nachtwächterstaat im alten manchesterlichen Sinne". Die Forderungen dieses Vertreters der Unternehmer beschränken sich auf eine starke Zurückhaltung des Staates und die Begrenzung seiner Einflußnahme auf Fragen, bei denen es sich um Staatsnotwendigkeiten, um große Probleme handelt. Auf dem Standpunkt dieser Begrenzung stehen aber auch die Gewerkschaften.

Von diesem Gesichtspunkt aus scheinen vielleicht gewisse Korrekturen am gegenwärtigen Verfahren geboten, umsomehr, als auch Severing in seinen Ausführungen zum Schiedsspruch auf gewisse Mängel des jetzigen Verfahrens hingewiesen hat. Diese Korrekturen sind jedoch untergeordneter Natur. Vorerst muß festgestellt werden, inwieweit grundsätzliche Aenderungen einzutreten haben. Und da kommt die G.-Ztg. mit Recht zum Schluß, daß auf alle Fälle in jenen Fällen, wo eine Intervention geboten erscheint und erfolgt, auch für ihre unbedingte Respektierung gesorgt werden muß: „Die abgeschlossene Aussperrung war geradezu ein Schulfall, der mehr als jeder andere denkbare Fall den Staat zum Eingreifen verpflichtete und die Anwendung strengsten Zwanges rechtfertige. Aber gerade in diesem Falle hat es sich gezeigt, daß der Effekt der Einmischung der Staatsgewalt rechtlich nicht genügend gesichert ist und aus dieser Beobachtung wurde in der öffentlichen Diskussion die Folgerung gezogen, daß stärkere rechtliche Garantien für die Beachtung der im Schlichtungsverfahren fallenden endgültigen Entscheidungen geschaffen werden müssen... Der Gedanke einer Stärkung der Stellung des Staates gegenüber einer Auflehnung wider Regel und Recht ist das positive Resultat für die Reform des Schlichtungswesens, das sich mit den Erfahrungen mit dieser Aussperrung ergeben hat".

Abgesehen von diesen augenblicklichen Schlußfolgerungen stellt die G.-Ztg. Forderungen auf, die im Hinblick auf das Ausmaß von so gewaltigen Konflikten in lebenswichtigen Industrien als letzte Konsequenzen aufgefaßt werden können. Von dieser Warte aus und im Hinblick darauf, daß nun die Unternehmer den Schiedsspruch einfach durch Preiserhöhungen wirkungslos zu machen versuchen, sagt die G.-Ztg.: „Die Erklärung der Eisenindustriellen, daß Preiserhöhungen erforderlich seien, folgte der Verkündung des Schiedsspruches auf dem Fuße. Wir erwarten jedoch, daß die Regierung diesen ganzen Vorgang und insbesondere die Forderung nach einer Erhöhung der Preise zum Anlaß für gesetzliche Maßnahmen nehmen wird, durch die das gesamte Getriebe der Eisenindustrie, vor allem die Preisbildung unter die Kontrolle und Entscheidung gemeinwirtschaftlicher Organe gestellt wird".

Das Verhalten der Unternehmer vor, während und nach dem Konflikt hat in der Tat gezeigt, daß es nicht angeht, sie in der Verantwortung für das Los des ganzen Landes einzubeziehen, wenn sie sein Wohl zum Spielball ihrer Laune und Gewinnsucht machen.



**„An der Drehbank"**

Gemälde von Ernst Neuschul, das kürzlich in Berlin ausgestellt war.

## Unsichere Lage der mexikanischen Gewerkschaftsbewegung

Die in letzter Zeit bekannt gewordenen Berichte über die Lage der mexikanischen Gewerkschaftsbewegung und das Verhältnis des Mexikanischen Gewerkschaftsbundes (Crom) zum neugewählten Präsidenten Gil sind derart undeutlich und widersprechend, daß es bis jetzt nicht möglich war, sich über die eigentlichen Verhältnisse in Mexiko ein Bild zu machen. Es ist daher zu begrüßen, daß der „Daily Herald", das Organ der englischen Arbeiterbewegung, in der Lage ist, einen direkten Bericht eines eigenen Korrespondenten zu veröffentlichen. Diese Darstellung lautet wie folgt: „Mexiko steht vor einer neuen Krise. Diesmal ist es ein Konflikt zwischen dem Präsidenten Gil und Luis Morones, dem Führer des Crom. Bekanntlich hat der Crom alle seine Mitglieder, die in der gegenwärtigen Regierung offizielle Stellen bekleiden, angewiesen, ihre Aemter niederzulegen. Desgleichen haben sich die Arbeitervertreter von der von Gil einberufenen Konferenz zwischen Unternehmern und Arbeitnehmern zurückgezogen. In amerikanischen Kreisen verlautet, daß Gil in der Durchführung gewisser von ihm gegen die Arbeiter gerichteter Maßnahmen wahrscheinlich zu Methoden greifen wird, wie sie von Mussolini angewandt werden. Er soll dabei eventuell sogar zur Auflösung des Crom schreiten. Gil schart um sich eine Gruppe von Abgeordneten, die der Arbeiterpolitik, wie sie s. Zt. von Calles verfolgt wurde, feindlich gesinnt sind. Um die Arbeiterführer in Diskredit zu bringen, werden allerlei Gerüchte verbreitet, denen zufolge Morones und andere Führer während der Regierung Calles große Vermögen erworben hätten. Seit drei Wochen wird in Mexiko eine strenge Zensur gehandhabt. Inzwischen bereitet sich der Crom zur Verteidigung seiner Existenz vor, falls versucht werden soll, die ihm angehörenden Verbände aufzulösen. Morones erklärt, daß er den Crom bis aufs letzte verteidigen werde.

## Es tagt in Rumänien!

Die endlich einmal ohne Gewalt und Einschüchterung durchgeführten Parlamentswahlen in Rumänien bedeuten nicht nur einen großen Erfolg der Arbeiterpartei, sondern auch der freien Gewerkschaften. Unter den 9 gewählten Genossen befinden sich 5 hervorragende Führer des Rumänischen Gewerkschaftsbundes und seiner Organisationen, so Flueras und Mirescu, (Präsident resp. Generalsekretär des Rumänischen Gewerkschaftsbundes), Gherman (Zentralsekretär der Bergarbeiter), Roznovan (Departementssekretär der Gewerkschaften der Bukowina) und Yumania (Sekretär des Typographenverbandes). Mit neuem Mut darf eine der wichtigsten Aufgaben des Internationalen Gewerkschaftsbundes (I. G. B.), d. h. die Unterstützung der zurückgebliebenen und von der Reaktion bedrückten Länder, fortgesetzt werden. Denn wie nun der Fall Rumäniens zeigt, tritt der Erfolg solcher Bestrebungen, auch wenn die Aussichten manchmal während langer Zeit hoffnungslos sind und jegliche Anstrengungen vergeblich erscheint, schließlich doch ein! — —

## Was der Rundfunk bringt.

**Kattowitz — Welle 422.**

**Sonntag.** 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.15: Mittagskonzert. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert. 18: Konzert eines Mandolinenorchesters. 20: Vortrag. 20.30: Abendkonzert von Warschau. 22: Berichte und Tanzmusik.

**Montag.** 12: Schallplattenkonzert. 16: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 19.10: Polnischer Unterricht. 20.30: Abendkonzert, übertragen aus Wilna. 22: Berichte und Tanzmusik.

**Warschau — Welle 1111,1.**

**Sonntag.** 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12.10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert. 17.30: Vorträge. 18.20: Konzert. 19.20: Vortrag, anschließend Berichte. 20.30: Volkstümliches Konzert. 22: Die Abendberichte und Tanzmusik.

**Montag.** 15.10: Vorträge. 17.55: Von Wilna. 19.10: Französisch. 20.30: Programm von Wilna, danach die Berichte und Tanzmusik.

**Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: richten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funk- Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30. Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

**Sonntag, den 13. Januar.** 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11: Uebertragung aus Gleiwitz: Evangelische Morgenfeier. 12: Freireligiöse Feier. 14: Rätselfunk. 14,10: Abt. Kunstgeschichte. 14,35: Schachfunk. 15: Funkkasperles Kindernachmittag. 15,30: Stunde des Landwirts. 15,55: Der Arbeitsmann erzählt. 16,20: Unterhaltungskonzert. 17,35: Abt. Kunst. 18: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Gedanken zur Zeit. 18,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Konzert. 19,20: Hans Bredow-Schule, Abt. Kulturpolitik. 19,45: Wetterbericht. 19,45: Adolf von Hatzfeld. 20,15: Abendunterhaltung. 22: Wetterbericht. 22,05: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Hallensportfest des Bundes Deutscher Radfahrer. Die Endkämpfe des Amateur-Stunden-Mannschaftsfahrens. Anschließend die Abendberichte und bis 24 Uhr Tanzmusik.

**Montag, den 14. Januar.** 14,35: Uebertragung aus Gleiwitz: Märchenstunde. 16: Abt. Literatur. 16,30: Unterhaltungskonzert. 18: Abt. Technik. 18,25: Stunde der Technik. 18,50: Abt. Sport. 19,25: Hans Bredow-Schule, Abt. Volksbildungswesen. 19.50: Blick in die Zeit. 20,15: Kilimandscharo. 21: Das lachende Mikrophon. 21,30: Liederstunde. 22: Die Abendberichte und Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen.

## Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

**Ortsgruppe Kattowitz,**

15. Januar: Lichtbildervortrag von Genossen Dr. Bloch: „Das proletarische Kind".
22. Januar: Vortrag von Herrn Studienrat Birkner: Thema vorbehalten.
29. Januar: Fragekasten.
5. Februar: Lichtbildervortrag von Gen. Sobel: Touristik.
12. Februar: Vortrag von Gen. Gorny: „Republik oder Monarchie."
19. Februar: Vortrag von Gen. Dr. Bloch: „Geschlechtskrankheiten", mit Lichtbildern.
26. Februar: Vortrag von Herrn Redakteur Kaminski-Hindenburg: „Was ist Heimatskunde?"
5. März: Fragekasten.
12. März: Lichtbildervortrag von Gen. Sobel: „Touristik".
19. März: Lichtbildervortr. v. Gen. Dr. Bloch: „Alkoholismus".
26. März: Bunter Abend.

Die Vorträge finden sämtlich im Saale des Hotel Zentral, jeden Dienstag, um 19¾ Uhr statt.

**Kattowitz.** Am Dienstag, 15. Januar, findet im Saale des Zentralhotels um 7¾ Uhr abends ein Lichtbildervortrag des Genossen Dr. Bloch „Das proletarische Kind" statt. Zu diesem sehr wichtigen Film werden die Mitglieder der „Arbeiterwohlfahrt" ganz besonders eingeladen.

**Bismarckhütte.** Am 12. Januar d. Js. (Sonnabend), ½8 Uhr, findet im kleinen Zimmer „Pod Strzechom" eine Vorstandssitzung statt. U. a. findet die Festsetzung der Vorträge für das zweite Winterhalbjahr statt. Erscheinen aller Vorstandsmitglieder ist Pflicht. Gleichzeitig werden die Vorsitzenden und Kassierer der Kulturvereine sowie Gewerkschaften und der Partei eingeladen.

**Königshütte.** Mittwoch, den 16. d. Mts., abends 8 Uhr, Vortrag. Als Referent erscheint Genosse Buchwald. Thema wird vor dem Vortrag bekanntgegeben. Wegen der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Vortrages wird das Erscheinen aller Partei- und Gewerkschaftsmitglieder erwünscht.

**Friedenshütte.** Am 16. d. Mts., abends 6½ Uhr, findet im bekannten Lokal ein Vortrag vom Gen. Gorny über „Christentum und Klassenkampf" statt. Um vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird gebeten.

## Versammlungskalender

**Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Ortsgruppe Krol.-Huta.**

Am Sonntag, den 13. d. Mts., vormittags 9½ Uhr, findet die ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Ortsgruppe Krol.-Huta, im großen Saale des Volkshauses statt.

Das Erscheinen aller Mitglieder ist dringend notwendig. Ohne Mitgliedsbuch kein Zutritt. Die Ortsverwaltung.

**Kattowitz.** (Freie Sänger.) Am Sonnabend, abends 7 Uhr, im Zentralhotel Vorstandssitzung. — Am Sonntag, den 13. Januar, nachmittags 5 Uhr, im Zentralhotel Generalversammlung.

**Königshütte.** (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 13. Januar, vormittags 9½ Uhr, findet im Volkshaus unsere Generalversammlung statt. Vollzähliges Erscheinen der Mitglieder ist Pflicht.

**Ruda.** (Freidenker.) Am Sonntag, den 13. Januar, vormittags 10 Uhr, findet im Lokal des Herrn Pufal (fr. Seidel) die Versammlung der Vereine „Freidenker und Feuerbestattung" statt. Vollzähliges Erscheinen aller Genossen und Interessenten ist dringend erwünscht.

**Lagiewniki.** (Freidenker.) Am Sonntag, den 13. Januar, nachmittags 2 Uhr, findet im Volkshaus Königshütte die fällige Generalversammlung statt. Die Genossen werden ersucht, sich an derselben recht zahlreich zu beteiligen sowie die noch ausstehenden Bibliotheksbücher mitzubringen.

**Emanuelssegen.** (Bergarbeiter.) Sonntag, den 13. Januar, nachmittags 3 Uhr, Bergarbeiterversammlung und D.S.A.P. bei Kukofka. Referent: Kam. Ritzmann.

**Nikolai.** (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 13. Januar, nachmittags 3 Uhr, findet die Generalversammlung der D.S.A.P. und Arbeiterwohlfahrt im Lokale „Freundschaft" statt. Referent: Genosse Matzke. Wegen der Wichtigkeit der Tagesordnung ist das Erscheinen aller Genossen und Genossinnen Selbstverständlichkeit.

**Ober-Lazisk.** (Bergbauindustriearbeiter-Verband.) Sonntag, den 13. Januar, nachmittags 3 Uhr, Mitgliederversammlung bei Herrn Joh. Mucha. Referent zur Stelle.